Oct. D. K. 19.
~~A. 1629~~ i
D. N. 1319 a
Gs
5865

Die
Walachei und Moldau,

in Hinsicht auf

Geschichte, Landesbeschaffenheit,
Verfassung, gesellschaftlichen Zustand und Sitten
der Bewohner.

Nach den beßten Quellen bearbeitet

von

Rudolf Lindau.

EIGENTHUM DER STADT AUGSBURG

Zweite Ausgabe.

Dresden und Leipzig,
Arnoldische Buchhandlung.
1849.

Vorwort.

Einige Zeit nach dem Frieden von Buchareſt wurde W. Wilkinſon als britiſcher General-Conſul nach der Walachei geſchickt, und lebte ſeit 1813 mehre Jahre in Buchareſt. Bald nach ſeiner Rückkehr ins Vaterland erſchien: **Historical and statistical Account of the Principalities of Wallachia and Moldavia — By Wm Wilkinson** (London 1820. 8.) wovon de la Roquette

bald eine französische Uebersetzung (Paris 1821) bearbeitete, die 1824 in der zweiten Auflage mit den handschriftlichen Memoiren des Grafen d'Hauterive herauskam. Wilkinson lebte zwar meist in der Walachei, und dieses Land war mehr als die Moldau der Schauplatz seiner Beobachtungen, aber, wie er in seinem Vorworte sagt, die Geschichte beider Länder ist so innig verknüpft, die Formen ihrer Verfassung, die Sprache und die Sitten ihrer Bewohner sind immer so ähnlich gewesen, daß die Beschreibung eines Landes in den meisten Zügen auch auf das andre paßt.

In deutscher Sprache sind seit Sulzer's — unvollendet gebliebener — Geschichte des transalpinischen Daciens (Wien 1781—82. 3 Bde. 8.) außer A. Wolf's Beiträgen zu einer historisch-statistischen Beschreibung der Moldau (Hermannstadt 1805. 2 Bde. 8.) nicht viele umständliche Nachrichten über

die Fürstenthümer bekannt gemacht worden, abgerechnet einige Mittheilungen, die wir verschiedenen Reisenden, z. B. von Campenhausen, und den Grafen Karaczay und Bathyani verdanken. Bei der Wichtigkeit, welche diese Länder jetzt, als der Schauplatz kriegerischer Ereignisse erhalten haben, schien es daher kein undankbares Unternehmen zu sein, Wilkinson's Schilderung für das Bedürfniß der Zeitgenossen zu bearbeiten. — Seine Schrift liegt nachstehender Darstellung zum Grunde, und sie wird in diesen Bogen vollständig wiedergegeben, bis auf den umgearbeiteten ersten Abschnitt, und bis auf einige Stellen, welche theils historische Unrichtigkeiten enthielten und berichtigt wurden, theils nur auf den Augenblick paßten, wo der Verfasser schrieb, und daher wegfallen, oder Veränderungen im Ausdrucke erleiden mußten. Es schien dagegen angemessen zu sein, viele schätzbare, Wilkinson's Angaben erläuternde und ergänzende Nachrich-

ten aus: Voyage en Walachie et en Moldavie, avec des observations sur l'historie, la physique et la politique: augmenté de notes et additions pour l'intelligence de divers points essentiels. Traduit de l'Italien par M. A. M. Lejeune — (Paris 1822. 8.) in den Text aufzunehmen, und die Quelle dieser so wie einiger andern Entlehnungen nachzuweisen. Der französische Herausgeber, der längere Zeit Privatlehrer bei dem Fürsten der Moldau war, hat mehre Anmerkungen hinzugefügt, welche die, seit der ersten Erscheinung des italienischen Originals stattgefundenen Veränderungen andeuten und einige Angaben des ungenannten Verfassers berichtigen.

Durch diese Verbindung der Nachrichten sorgfältiger Beobachter dürften die Leser ein treues, allgemeines Bild des Zustandes erhalten, worin sich die Walachei und Moldau bei dem Ausbruche des Aufstandes im Jahre 1821 befanden. Seit=

dem haben innere Unruhen, Heerzüge und Kämpfe diese unglücklichen Länder zerrüttet; aber wenn eine Umwandlung ihrer innern und äußern Verhältnisse, wie es zu erwarten ist, aus dem jetzigen großen Kampfe hervorgehen muß, so wird nur ein Blick auf den seitherigen Zustand solche Veränderungen erklären können. Selbst die Erscheinungen, die wir seit dem Ausbruche der innern Unruhen gesehen haben, lassen sich ohne eine nähere Kenntniß jenes Zustandes nicht in ihrem wahren Lichte sehen. In Beziehung auf die Aussichten für das künftige Schicksal jener Länder wird eine Stelle aus den allgemeinen Bemerkungen, die Wilkinson an seine Schilderung knüpft, hier am Schicklichsten ihren Platz finden. „Erwägt man die traurige Lage der Wa„lachei und Moldau, untersucht man die „Ursachen der Uebel, welche auf diesen „Ländern lasten, und wirft man einen „Blick auf die Gaben, womit die Natur „so freigebig sie bedacht hat, vergleicht

„man endlich die Wirkungen der sittli=
„chen Verwilderung und des Verfalles,
„welche die natürlichen Folgen des seit=
„herigen Systems der Verwaltung der
„Fürstenthümer sind, mit den Vorthei=
„len, welche sie durch eine regelmäßige
„und dauernde Staatseinrichtung erhal=
„ten würden, so muß man beklagen, daß
„die Frage über eine Veränderung ihres
„politischen Zustandes nicht auf dem
„Wiener Kongreß vorgelegt und entschie=
„den worden ist. Die große Anzahl der,
„in meiner Schrift mitgetheilten That=
„sachen beweiset hinlänglich, daß man
„jenseit der Donau die Unabhängigkeit
„der Verfassung der beiden Fürstenthü=
„mer gar nicht achtet, obgleich die osma=
„nische Pforte sie stets anerkannt hat,
„und daß diese wenig auf das Wohl
„jener Länder sieht. Die Hoffnung, daß
„diese Länder bloß durch eigene Mittel
„ihre alte Unabhängigkeit wieder erlan=
„gen und sich darin behaupten könnten,
„würde ungereimt sein. Mögen sie aber

„aus der Gewalt der Machthaber be-
„freit werden, die ihre größten Feinde
„sind, mögen sie unter den besondern
„Schutz einer großen christlichen Macht
„kommen, die sie in Stand setze, die
„ihnen von der Natur verliehenen Mit-
„tel zu ihrem eignen Nutzen und zum
„Vortheile ihrer Nachbarn zu gebrau-
„chen, um ihrem Handel die Ausdehnung
„zu geben, deren er fähig ist, unter ei-
„nen Schutz, der ihnen die Hoffnung
„geben könnte, sich bald mit der gesitte-
„ten Welt in Einklang zu setzen!“ Der
Verfasser meint, die osmanische Regie-
rung werde, wenn sie auf ihre künftige
Sicherheit achte, zu der Ueberzeugung
kommen, daß ihr der Besitz der Wala-
lachei und Moldau unter den seitherigen
Bedingungen nur einen augenblicklichen,
mit den daraus entstehenden Gefahren
gar nicht zu vergleichenden Vortheil ge-
währe, daß sie ihre Besitzungen jenseit
der Donau, die sie nicht mehr zu be-
schützen vermöge, aufgeben müsse, und

daß jener Strom auf dieser Seite die einzige natürliche Gränze sei, die ihr Reich sichere und Europa's Ruhe verbürge. „So lange — setzt er hinzu — „die Länder jenseit der Donau eine Quelle „der Zwietracht zwischen Rußland und „der Türkei sind, so lange die Frage „über die Verhältnisse der beiden Für„stenthümer unentschieden bleibt, werden „Europa's Friede und Ruhe nur eine „eingebildete Dauer haben."

Inhalt.

Seite.

I. Geographische Lage, Ausdehnung und natürliche Beschaffenheit der Walachei und Moldau. Ueberblick der Geschichte beider Fürstenthümer 3
II. Einsetzung der Hospodare. Verfassung der Fürstenthümer. Oertliche Gesetze. Gerichtshöfe. Mitglieder des Divans und andere öffentliche Beamte. Bezirke der Walachei. Kaimakan von Krajowa. Isprawnike. Eintheilung der Moldau. 22
III. Bevölkerung. Auflagen und Steuern. Andere Zweige der öffentlichen Einkünfte. Erzbischöfliche Würde. Klöster. 43
IV. Gold- und Silberbergwerke. Steinsalz. Erzeugnisse verschiedener Art. Handel. Einkäufe für Konstantinopel. Beschränkung des Ausfuhrhandels. Beschiffung der Donau. Einfuhrhandel. 58
V. Buchareſt und Tergowiſcht, die Hauptstädte der Walachei. Jassy, die Hauptstadt der Moldau. Beschreibung derselben. Art zu reisen. Pferdezucht. 81
VI. Klima und dessen Einfluß. Erziehung der Bojaren. Schulen. Walachische Sprache. Die neugriechische Sprache. Kleidung, Musik und Volkstänze. Vergnügungen. Festtage. Gesellschaftliche Sitten. Heirathen. Scheidungen. Religion und Aberglaube. Ansehn der Kirche. Ihre Unabhängigkeit von der Patriarchalkirche zu Konstantinopel. . . 95

Seite.

VII. Landleute. Ihre Sitten und ihre Lebensart. Auswanderungen. Ackerbau. Weinbau. Viehzucht. Bienenzucht. Heuschreckenplage. Allgemeine Ansicht des Landes. Zigeuner. . 134

VIII. Allgemeine Betrachtungen über die Griechen. Ihre Zulassung zur Regierung der Fürstenthümer. Ihr politisches System. Krieg zwischen England, Rußland und der Türkei im Jahre 1806. Ursachen, warum der Kriegszug der Engländer gegen Konstantinopel fehlschlug. Veränderung der Politik der osmanischen Regierung. Friede mit England. Friede mit Rußland und dessen Veranlassungen. Die Hospodare Callimachi und Karadtsa. Tod des Fürsten Demetrius Murusi. Karadtsa's Flucht. Betrachtungen über das Benehmen der Pforte gegen die beiden Fürstenthümer. 180

IX. Verkehr der Fremden unter sich. Die Consuln. Vortheile, welche die Eingeborenen aus den Verbindungen mit den fremden Einwohnern ziehen. 216

Die

Walachei und Moldau.

I.

Geographische Lage, Ausdehnung und natürliche Beschaffenheit der Walachei und Moldau. Ueberblick der Geschichte beider Fürstenthümer.

Die Walachei und Moldau gehören zu der unermeßlichen Ebene, die sich zwischen dem Balkan und den Karpathen mit der Donau zum schwarzen Meere hinabsenkt. Auf dieser ganzen Fläche gibt es außer den Vorbergen, welche die Gränzgebirge in's Land strecken, keine bedeutenden Berggruppen. Der schwere Boden, von vielen Flüssen durchschnitten, ist in dieser ganzen Fläche so fruchtbar, daß er selbst bei dem schlechten Anbau, der zu dem Fluche einer barbarischen Verwaltung gehört, noch üppig lohnt. Die Walachei, türkisch Eflake, liegt zwischen 40° 37′ bis 45° 36′

östlicher Länge und 43° 44′ bis 46° 17′ nördlicher Breite. Sie gränzt nordwestlich an Siebenbürgen, nordöstlich an die Moldau, südöstlich und südlich an Bulgarien, südwestlich an Servien und westlich an die sogenannte ungarische Militärgränze. Der Flächenraum des Landes beträgt nach der wahrscheinlichsten Angabe 1121 geographische Quadratmeilen. Das Hochgebirge, das die westliche und nordwestliche Gränze bildet, und die Walachei von Siebenbürgen und dem östreichischen Banat scheidet, ist ein Zweig der Karpathen, von welchem mehre Vorberge auslaufen und auf der Westseite des Altflußes bis zur Donau sich erstrecken. Der größte Theil des Landes aber ist eine ununterbrochene Ebene, durch welche die Flüsse langsam zur Donau ziehen, und wo nur zuweilen Wälder schatten, kaum aber Hügel sich erheben. Die Niederungen der Donau sind Sümpfe und Moräste. An der Gränze Siebenbürgens erscheinen die Karpathen nicht so wild und furchtbar als in dem nördlichen Hauptrücken; der Theil dieses Gebirges aber, der die Walachei von Ungarn

trennt, zeigt eben so wilde Felsen, als das Hauptgebirge. Aus der Walachei führen fünf, in der Geschichte der Türkenkriege berühmte Engpässe nach Siebenbürgen, die Pässe Bozza, oder Bosau, Tömesch, Törzburg, Rothenthurm und Vulkan. Die Donau, der Hauptstrom, bestimmt die Abdachung des Landes, berührt die ganze südliche Gränze und ist eine halbe Stunde bis 2 Meilen breit, zum Theil mit Eilanden bedeckt. Die ansehnlichsten Flüsse, welche der Strom in der Walachei aufnimmt, entspringen in den Karpathen: der Schiul, die Alt oder Aluta, die fischreiche Dümbovitza, die Jalomitza und der reißende, oft anschwellende Buseo. Der Boden des Landes ist nur an der gebirgigen Gränze rauh und steinig, in den Gränzthälern aber an Waldung und Weiden reich, in den Ebenen üppig, und selbst auf den Schichten lockeren Thons mit fruchtbarer Dammerde bedeckt.

Die Moldau, türkisch Bogdan, liegt zwischen 42° 58′ bis 46° 11′ östlicher Länge und 45° 24′ bis 48° 17′ nördlicher Breite. Sie gränzt nördlich und östlich an den Pruth,

der sie vom russischen Gebiete scheidet, südlich an die Walachei, südwestlich an Siebenbürgen, und nordwestlich an Galizien. Nach der Abtretung der Bukowina an Oestreich im Jahre 1777 und des ganzen östlichen Theils jenseit des Pruth (450 Quadratmeilen) seit 1812 an Rußland, beträgt der Flächenraum des Landes noch gegen 800 geographische Quadratmeilen. Die Karpathen an der siebenbürgischen Gränze zeigen ein wildes zerklüftetes Felsengebirge, mit tiefen, dicht bewaldeten Thälern, dessen Vorberge sich bis zum Sireth und Pruth hinabsenken, wo sie in Rebenhügel auslaufen. Im Ganzen ist die Moldau mehr von Gebirgrücken durchschnitten und waldiger, als die Walachei. Durch die Karpathen laufen drei Pässe nach Siebenbürgen: Piritzke, Gyimesch, Tölgyesch und Oitösch. Waldströme, fruchtbare Thäler, weite Ebenen machen die Moldau zu einer reizenden Landschaft, wo nichts als die pflegende und verschönernde Hand des Anbauers fehlt. Die Donau, die nur einen kleinen Theil der Süd-Gränze berührt und den Verkehr mit Oestreich und dem schwarzen Meere erleichtert,

empfängt die beiden Hauptströme des Landes, den Pruth und den Sireth. Der Boden der Moldau ist in den Thälern üppig und fett und, wie in der Walachei, hoch mit Dammerde bedeckt, die noch mehr als dort mit Salz und Salpeter durchzogen ist.

Wie die natürliche Beschaffenheit, gleichen sich auch, von den ältesten Zeiten an, die Schicksale dieser Länder. Beide gehörten zu dem Gebiete, das die Alten Dacien nannten und das sich in unbestimmter Ausdehnung, ohne von einer natürlichen Gränze eingeschlossen zu sein, von der Donau bis jenseit der Karpathen erstreckte. Die Donau war bis zu August's Regierung die Gränze der römischen Provinzen. Als die Dacier unter ihrem mächtigen König Decebalus in Mösien einfielen, trieb sie Trajan zurück, schlug eine Brücke über die Donau und folgte ihnen in ihr Gebiet. Er brachte viele Ansiedler aus andern Theilen des römischen Reichs nach Dacien, baute Heerstraßen und benutzte die Schätze, die Siebenbürgen an edlen Metallen und Salz lieferte. Die Römer blieben Herren des Landes, bis

Aurelian das Gebiet auf dem nördlichen Donauufer nicht länger gegen die germanischen Völker zu behaupten vermochte. Er zog sowohl die römischen Legionen, als auch viele mit den Urbewohnern vermischte römische Ansiedler aus dem Lande und gab ihnen neue Wohnsitze am südlichen Donauufer bis zum Hämus im heutigen Bulgarien. Die Donau blieb die Gränze des römischen Reichs. Siebenbürgen und die Walachei wurden den Feinden überlassen. Der Name der Dacier verlor sich zwar, das Volk selbst aber dauerte in seiner neuen Heimat fort, und behielt seine Sprache, die indeß viele Wörter aus der Sprache der Slaven, ihrer Nachbarn, aufnahm, mit welchen sie sich verbanden. Die Walachei war seitdem der Heerweg für die Barbaren, die vorzüglich Thracien angriffen. Unter diesen sind besonders die Bulgaren, ein Tatarenstamm, zu erwähnen, die nach einem Kriegszuge in Thracien viele Abkömmlinge der alten dacisch-römischen Ansiedler in die Wohnsitze ihrer Ahnen, nach der Walachei und Siebenbürgen, als Kriegsgefangene ausführten. Die Bulgaren brach-

ten das Christenthum unter ihre Unterthanen, als sie selbst 870 zur morgenländischen Kirche übergegangen waren. Eine andre rohe Tataren-Horde, die Petschenegen, kam zu Anfange des zehnten Jahrhunderts vom Don nach der Moldau und Walachei und theilte das neu besetzte Land in verschiedene Gebiete, die von Khanen beherrscht wurden. Sie waren gefährliche Nachbarn der Bulgarenstämme in der Walachei und des Byzantischen Reichs, bis ein anderer Tatarenstamm, die Kumanen, im elften Jahrhundert sie aus ihrem Sitze trieb und über die Donau drängte. Diese neuen Gebieter, Nomaden, welche die Moldau und Walachei, gleich ihren Vorgängern, als Weideland für ihre Pferde nutzten und die Urbewohner als Sklaven behandelten, erlagen den Mongolen, die seit 1241 jene Länder zur Wüste machten. Während der Herrschaft der Kumanen nnd bald nach dem Abzuge der Mongolen, hatten Ungarns Könige einen Entwurf gemacht, welcher, wenn er völlig zur Ausführung gekommen wäre, den schönen Ländern von den Karpathen bis zum schwarzen Meere

ein ganz andres Schicksal bereitet und sie vielleicht vor der Geißel türkischer Herrschaft geschützt haben würde. König Andreas II überließ um das Jahr 1211 den Rittern des deutschen Ordens ein Gebiet an der Gränze der Walachei, das Burzenland in Siebenbürgen, um sein Reich gegen die furchtbaren Kumanen zu schützen. Die kriegerischen Ritter machten bald Eroberungen jenseit der Karpathen in der Walachei, als sie aber ihr Streben nach unbeschränkter Herrschaft zu sichtbar verriethen und zugleich der Papst, der sich eine unmittelbare Herrschaft im Osten Europa's erwerben wollte, seine Anmaßungen laut verkündete, nahm der König seine Schenkung zurück. Die deutschen Ritter vergaßen ihre Eroberplane an der Donau um so leichter, da sie seit 1230 einen glücklichern Kampfplatz an der Ostsee gefunden hatten. Bela IV, König von Ungarn, knüpfte nach dem Abzuge der Mongolen eine Unterhandlung mit dem Johanniter-Orden an, und schloß 1247 einen Vertrag mit den Rittern, welchen er nicht nur ein Gebiet am südöstlichen Ende seines Reichs, sondern auch ganz Ku-

manien, die Ebenen der Walachei und Moldau, überließ, wenn sie das verödete Land gegen die Tatarenhorden behaupten könnten. Der Orden war vermuthlich zu schwach, an die Ausführung des großen Entwurfs zu denken, die ihn mit Bulgaren, Kumanen und andern Horden in gefährliche Kämpfe verwickeln mußte, und die Johanniter, die bereits in Ungarn sich angesiedelt hatten, verloren sich allmählich. Die Nachbarn, die Ungarn, Polen und byzantischen Kaiser, hatten den günstigen Augenblick versäumt, das fruchtbare Gebiet an der untern Donau zu besetzen, so lange es eine verlassene Wüste war.

Bald nach dem Abzuge der Mongolen kamen die Wlachen, die wahrscheinlich als nomadische Hirten aus Bulgarien weggezogen waren und sich jenseit der Karpathen angesiedelt hatten, in die Walachei, und verschmolzen mit ihren Stammgenossen, die den Kumanen unterworfen gewesen waren. Diese Abkömmlinge der alten Bewohner Daciens hatten den, schon im elften Jahrhundert gewöhnlichen Namen Wlachen oder Walachen, der im

Slavischen wandernde Berghirten bedeutet, wahrscheinlich zu der Zeit erhalten, wo sie in den thracischen Gebirgen wohnten. Sie selber nannten sich früher, wie noch jetzt, Rumun, römische Dacier. Am Ende des dreizehnten Jahrhunderts kamen neue Ansiedler aus Siebenbürgen, unter ihrem Anführer Radul oder Gaudenz dem Schwarzen, der schon in ihrem früheren Wohnsitze in Fogarasch, dem Lande an der Alt, ihr Häuptling gewesen war. Er war seit 1290 der erste allgemeine Woiwode der Walachen, erbaute die Stadt Kimpulungu (campus longus), die erste Hauptstadt des Landes, und an dem Fluße Ardschisch einen Fürstensitz Namens Kurtea de Ardschisch, mit einer Kirche, in deren prächtigen Ueberresten man noch die Verschönerungen bewundert, welche das Gebäude einem seiner Nachfolger verdankte. Die Verfassung des neu gegründeten Staates scheint dieselbe gewesen zu sein, welche die Walachen aus ihrer Heimat Bulgarien mitgebracht hatten. Sie gehorchten einem Fürsten, über dessen Ernennung kein festes Grundgesetz entschied, sondern es

kam dabei nur wenig auf Erbrecht, mehr aber auf Wahl und daher auf Macht, Reichthum und Gunst der Großen an. Es gab Bojaren oder Große, von verschiedenem Range, die theils als Hofbeamte den Staatsrath des Fürsten bildeten, theils als Ispravnike oder Kreisbeamte die Verwaltung in den einzelnen Gauen leiteten, und da die gesammte vollziehende Gewalt, so wie der Heerbefehl, ihnen übergeben war, so hatten sie Gelegenheit genug, das Volk zu drücken. In ältern Zeiten waren die Bojaren jedoch, wie es scheint, mehr die Vorsteher als die Grundherren des Volkes, das nicht ohne alle bürgerliche Freiheit war, zumal in der Zeit, wo die Abgaben nicht so schwer lasteten, als in spätern Zeiten. Die Geistlichkeit, nie durch gelehrte Bildung ausgezeichnet, genoß wenig Ansehen unter den Walachen.

Eine solche Verfassung mußte den Nachbarn die Einmischung in die Angelegenheiten des Landes erleichtern, und die Könige Ungarns machten ihre Ansprüche auf die Oberherrschaft über das Nachbarland geltend, das sie in frühern Zeiten als ein Nebenland Ungarns zu

betrachten gewohnt waren, und wo Ansiedler aus ihrem Reiche einen neuen Staat gegründet hatten. Gleiche Ansprüche machten sie auf die Moldau, wo um das Jahr 1359 eine Schar Walachen, deren Väter vor den Mongolen in der ungarischen Landschaft Marmarosch Zuflucht gesucht hatten, unter ihrem Anführer Dragosch eine neue Herrschaft auf den anmuthigen menschenleeren Ebenen gründeten. Er legte die erste Ansiedlung an dem kleinem Fluße Moldava an, die später dem ganzen Lande den Namen gab, und war der erste Woiwode des neuen Staats, dessen Verfassung der Einrichtung des walachischen Staats in der Walachei ähnlich war, nach deren Muster man sie wahrscheinlich gebildet hatte. Eingeengt zwischen mächtigern Ländern, war die Moldau bald den Ungarn, bald den Polen zinsbar und nur wenn die Nachbarreiche durch innere Zwiste zerrüttet wurden, konnten sich die moldauischen Woiwoden der Uebermacht entziehen.

Die Schicksale der Walachei und Moldau gingen gleichen Schrittes bis zur Unterjochung

beider Länder. Ein gefährlicherer Feind, als die Ungarn, gegen welche sie oft glücklich kämpften, stand gegen die Walachen auf, als die Macht der Türken am Ende des vierzehnten Jahrhunderts in ihrer Nähe heranwuchs. Die Walachei wurde bald nachher den Türken zinsbar, die 1414 das Land verheerten. Nach der Eroberung Konstantinopels wuchs die Gefahr. Der Woiwode Wlad IV wagte es zwar, gegen den furchtbaren Mohammed II aufzustehen, ward aber bald von dem übermächtigen Feinde gedrängt und von den Walachen verlassen, die er durch seine wilde Grausamkeit erbittert hatte. Ein Streit zwischen zwei Parteien, die um die Oberherrschaft kämpften, gab dem Sultan Gelegenheit, die Wahlfreiheit der Walachen zu unterdrücken; sie sollten künftig nur die von ihm gesendeten oder bestätigten Oberherren anerkennen. Vierzig Jahre später glaubte der Sultan, es wagen zu können, die Walachei in eine türkische Statthalterschaft zu verwandeln, aber das Volk verdankte es seiner standhaften Gegenwehr, daß es seine einheimischen christlichen Fürsten behielt, ob=

gleich sie dem Sultan zinsbar blieben. Die Moldau war zwar schon im Jahre 1456 den Türken zinspflichtig geworden, der tapfere Woiwode Stephan aber führte den Krieg so glücklich, daß er die Unabhängigkeit des Landes gegen seine christlichen und türkischen Nachbarn zwar nicht sicherte, aber doch kräftig schützte. Hätten Ungarn und Polen die Länder am untern Donauufer standhaft gegen die türkischen Eroberer beschützt, statt eifersüchtig nach der Obergewalt über dieselben zu trachten, so würden ihre Gränzen vielleicht nie von der Macht der Osmanen bedroht worden sein. Als endlich die Schlacht bei Mohacz (1526) die Kraft Ungarns gebrochen hatte, war die Obergewalt der Türken über die Walachei und Moldau entschieden. Die Türken aber hatten es nicht vergessen, mit welcher Kraft das Volk sich gegen das fremde Joch gesträubt hatte, und sie bewilligten den Besiegten billige Bedingungen. Die Walachei sollte unter einheimischen, von den Bojaren gewählten Fürsten stehen, deren Herrschaft aber von dem Winke des Sultans abhängig war, der Pforte zins=

pflichtig bleiben und durch Lebensmittel und Vieh zum Unterhalte der türkischen Hauptstadt beitragen; es wurde dagegen ausdrücklich bestimmt, daß kein Türke Ländereien in der Walachei besitzen sollte. Aehnliche Bedingungen erhielt die Moldau. Die Wahlfreiheit gab oft Anlaß zu inneren Streitigkeiten. Diese Zwiste, das Streben jedes Großen nach der unsichern Herrschaft, und endlich der, durch morgenländische Eigengewalt verderbte und herabgewürdigte Charakter der Bojaren und des Volkes, hemmten alle Anstrengungen einzelner kräftigen Fürsten, den unglücklichen Ländern eine bessere Verwaltung zu verschaffen. Der tapfere walachische Woiwode Michael, mit dem siebenbürgischen Fürsten Siegmund Bathori und dem Woiwoden der Moldau verbündet, kämpfte zwar am Ende des sechzehnten Jahrhunderts glücklich gegen die Osmanen, aber diese und spätere Versuche, sich der türkischen Obergewalt zu entziehen, mußten, bei dem Mangel eines mächtigen äußern Beistandes und bei der Eifersucht der Bojaren gegen einander und gegen die Woiwoden, ohne Er=

folg bleiben. Ueber die Wahl der Woiwoden entschied meist des Sultans Gebot, und der jährliche Zins wurde willkührlich erhöht. Nach und nach schlichen schon im siebzehnten Jahrhunderte mehre griechische Familien unter die einheimischen Bojaren sich ein, und der Einfluß, den angesehene Griechen in Konstantinopel, durch Geldanleihen oder durch das wichtige Amt der Staatsdolmetscher, auf die Walachei und Moldau gewannen, bereitete allmählig eine neue Veränderung in der Verwaltung vor. Der schlaue Woiwode, Konstantin Brankowan, glaubte eine günstige Gelegenheit gefunden zu haben, seinem Vaterlande die verlorene Unabhängigkeit wieder zu geben, als Peter der Große im Jahre 1711 gegen die Türken zog. Er hatte dem Czar heimlich versprochen, ihm bei dem Einfall in das osmanische Gebiet Kriegsvolk und Lebensmittel zuzuführen, aber er wußte in dem Augenblicke der Entscheidung nicht kraftvoll zu handeln, und aus Haß und Argwohn gegen den Woiwoden der Moldau, der gleichfalls mit Rußland einverstanden war, führte er seinen gro=

ßen Entwurf zur Befreiung des Vaterlandes nicht aus. Er verlor nach dem unglücklichen Feldzuge der Russen seine Würde und sein Leben, und sein Nachfolger war der letzte Bojar, der auf dem Fürstenstuhle saß. Die Moldau hatte dasselbe Schicksal. Der Woiwode, Demeter Kantemir, der den Entschluß gefaßt hatte, die Moldau dem Schutze Rußlands zu unterwerfen, mußte Zuflucht bei den Russen suchen, und Nikolaus Mavrocordato, der Sohn des gelehrten Dragomans Alexander Mavrocordato, war der erste griechische Hospodar der Moldau, bis er 1716 die Herrschaft über die Walachei erhielt.

Von dieser Zeit an bis nach dem Ausbruche des Aufstandes im Jahre 1821, herrschten angesehene Griechen aus den reichen Familien der türkischen Hauptstadt in beiden Fürstenthümern. War früher schon unter den einheimischen Woiwoden der häufige Wechsel der Herrschaft diesen Ländern verderblich gewesen, so wurde nun die Hospodarwürde dem Meistbietenden verliehen. Die Verwandten des Fürsten, die in der Hauptstadt zurück-

blieben, mußten der Pforte als Geißeln seiner Treue und der Erfüllung der übernommenen Verpflichtungen dienen, und der neue Fürst suchte sich durch erhöhte Auflagen und Erpressungen zu entschädigen. Gläubiger und griechische Anhänger folgten ihm gewöhnlich in sein Fürstenthum, um sich in den Aemtern, auf welche sie Anspruch machten, schnell zu bereichern, ehe die Angehörigen eines neuen Fürsten sie verdrängten. Die Griechen im Fanal zu Konstantinopel, welche die Hospodarwürde erhielten und daher den fürstlichen Titel führten, waren die Familien Mavrocordato, Murusi, Ypsilanti, Callimachi, Suzzo, Karadtsa, Handtserli und Mavrojeni, in neuern Zeiten aber wurden die Fürsten gewöhnlich nur aus den Familien Callimachi, Suzzo und Murusi genommen. Nach der Unterdrückung des Aufstandes in der Walachei und Moldau wurden die Griechen aus allen Aemtern entfernt. Die Pforte ernannte neue Hospodare aus einheimischen Bojaren-Familien, in der Walachei Gregor Ghika, in der Moldau den Bojaren Stourza, und erklärte sich bereit,

den Bewohnern dieser Länder den Genuß aller, durch alte Verträge ihnen zugesicherten Vorrechte zu gewähren; aber von türkischen Leibwachen umgeben, waren die Fürsten ohnmächtig, während die Kriegsvölker, trotz der wiederholten Versprechungen der Pforte, die Fürstenthümer zu räumen, das Volk mißhandelten. Als endlich die gedrückten Länder einige Jahre unter der Verwaltung ihrer neuen Gebieter gewesen waren, gingen Rußlands lange gerüstete Heere über den Pruth, um, nach fruchtlosen Unterhandlungen, die große Streitfrage, in welche auch das Schicksal der Walachei und Moldau begriffen war, mit dem Schwerte zu lösen.

II.

Einsetzung der Hospodare. Verfassung der Fürstenthümer. Oertliche Gesetze. Gerichtshöfe. Mitglieder des Divans und andere öffentliche Beamte. Bezirke der Walachei. Kaimakan von Krajowa. Isprawnike. Eintheilung der Moldau.

Sobald die Fürsten der Moldau und Walachei aus den Griechen gewählt worden sind, empfangen sie mit der Pracht und den Feierlichkeiten, die gewöhnlich bei der Ernennung eines Pascha's und Wessir's statt finden, von der Pforte ihre feierliche Belehnung. Der Kuka oder die Fürstenmütze wird vom Muzhur-Aga ihnen aufgesetzt und der Großwessir selbst schmückt sie mit dem Ehrenkleide. Man entfaltet ihnen zu Ehren die Fahnen, stimmt eine Kriegsmusik an, und sie legen den Eid der Treue vor dem Sultan ab, zu welchem sie mit den bei öffentlichen Audienzen gewöhnlichen Feierlichkeiten geführt werden. Vom

Serai begeben sie sich im festlichen und prächtigen Zuge in die Patriarchalkirche, wo dieselben Gebete und derselbe Gottesdienst statt finden, die ehemals bei der Einweihung der griechischen Kaiser üblich waren. Sie werden in ihre Fürstenthümer von türkischen Beamten begleitet, die beauftragt sind, sie einzusetzen. Ihren öffentlichen Einzug in die Hauptstadt halten sie mit großem Prachtaufwande und in ihrem Gefolge befinden sich der Erzbischof und die vornehmsten Geistlichen, die Mitglieder des Divans und die angesehensten Bojaren. * Den beobachteten Feierlichkeiten gemäß nehmen sie den Namen Gesalbte des Herrn an. **

---

* Die Feierlichkeiten bei der Einsetzung eines Fürsten der Moldau schildert umständlich nach Kantemir, Sulzer in der Geschichte des transalpinischen Daciens, Bd. 3., S. 269. ff. Ueber die Gebräuche bei Ernennungen in neueren Zeiten, Lejeune, S. 89. ff.

** Der russische Hof war der erste, welcher mit den griechischen Fürsten in amtliche Verbindung trat, und ihnen den Namen Hospodar von dem slavischen oder russischen Worte Gospodin oder Herr gab. Die Griechen aber,

Die Verfassung in den beiden Fürstenthümern hat seit der Ausschließung der ehemaligen eingebornen Woiwoden wenig Veränderungen erfahren. Der Fürst besitzt unumschränkte Macht, und in seinen Verfügungen über die Abgaben ist er bis jetzt nur durch den Divan beschränkt worden, der den Senat vorstellt. Freilich sind in der Vertheilung und Erhebung außerordentlicher Steuern die Unterschriften der meisten Mitglieder des Divans nur als bloße Förmlichkeit nöthig; aber obgleich solche Befehle, wenn diese Unterschriften fehlten, gesetzwidrig wären, so würde doch ihre Vollziehung mit nicht geringerer Strenge geschehen.

---

welche Anspruch auf den Fürstentitel haben, weil sie, wenn sie zur Regierung der Fürstenthümer gelangen, vom Sultan den Namen Bey erhalten, nennen sich regierende Fürsten, obgleich sie nur die Macht und die Vorrechte eines Vizekönigs besitzen. Sie verlangen auch durchlauchtige Hoheit genannt zu werden, was ihnen der Wiener Hof bewilligt hat. Ihre Unterthanen geben ihnen den Namen Ὑψηλότατε d. i. Allerhöchster. Ihre Söhne heißen Bey-Zaade, was buchstäblich Fürstensöhne bedeutet; ihre Enkel haben keinen Titel.

W.

Die ausübende Gewalt ist regelmäßig in mehre Zweige getheilt. Der aus zwölf Mitgliedern bestehende Divan bildet die oberste Behörde; der Fürst hat bei demselben den Vorsitz und wählt jährlich neue Mitglieder, den Erzbischof ausgenommen, dessen Mitgliedschaft wegen seiner geistlichen Würde beständig ist. Der Divan versammelt sich wöchentlich wenigstens zweimal, um die Berufungen in Rechtssachen anzunehmen, zu prüfen und darüber ein Urtheil zu fällen.

Ein Woiwode, Namens Matthäus Bessaraba, der von 1633 bis 1654 die Walachei beherrschte, ließ die Gesetzsammlung des Alexius Aristinus in die walachische Sprache übersetzen und seinem Beispiele folgte man in der Moldau.* Mehre Fürsten machten Verände-

---

* Die sogenannten königlichen Bücher (τῶν βασιλικῶν) sind die ältesten geschriebenen Gesetze für bürgerliche Rechtsangelegenheiten und bis um die Mitte des 17. Jahrhunderts gab es keine andern; doch haben sie nur in sofern Giltigkeit, als sie mit den einheimischen, auf das römische Recht gegründeten Gewohnheiten, Obitschei pemuntule, Landes-Herkommen genannt, übereinstimmen. Siehe Sulzer III. S. 75. ff.

rungen in den ursprünglichen Gesetzbüchern und die letzten Fürsten, Karadtsa in der Walachei, und Callimachi in der Moldau, der von 1812 bis 1819 regierte, unterwarfen sie einer neuen Durchsicht und gaben sie unter ihren eigenen Namen heraus.* Nach diesen Gesetzen werden alle Rechtshändel entschieden und alle Urtheilssprüche gefällt, aber der Fürst erklärt sie nach seinem Belieben und sein Wille ist in der That das einzige entscheidende Gesetz.

Die Entscheidungen der Fürsten leiden keinen Einspruch von Seiten der Landes-Eingebornen und so gesetzwidrig und ungerecht sie sein mögen, ihre Nachfolger können sie nicht widerrufen.

Wenn in wichtigen Angelegenheiten die einstimmige Meinung des Divans der Meinung des Fürsten oder seinen Wünschen entgegen ist, so wird die Entscheidung der Frage auf-

* Der Fürst Callimachi schickte durch Wilkinson's Vermittelung, eine Abschrift seines Gesetzbuches an die Universität Oxford. Dr. Macmichael hat in seiner Reise von Moskau nach Konstantinopel, einen Bericht von diesem Werke gegeben. Ld.

geschoben, und die Mitglieder werden einzeln aufgefodert, dem Willen des Fürsten gemäß sich zu erklären. Da sie wohl wissen, daß sie durch ihren Widerstand sich ihre Verabschiedung und des Fürsten Ungnade zuziehen, so ist es bei solchen Gelegenheiten sehr gewöhnlich, daß sie in den nächsten Sitzungen alle eine ganz andere Meinung aussprechen, als sie vorher abgegeben haben.

In Bucharest und Jassy, wo die Fürsten wohnen, gibt es zwei besondere Gerichtshöfe zur Untersuchung der Streitigkeiten, die im Handel oder sonstigen Verkehre zwischen den Eingebornen und Fremden vorkommen. Sie heißen Kammern der fremden Angelegenheiten und jede hat zum Vorsteher einen Bojaren, der den Titel eines Kanzlers der fremden Angelegenheiten* führt und zwei andre Richter. Die Prüfung und Erörterung der ihnen vorgelegten Sache geschehen in Gegenwart eines Beamten, der zu dem Consulat ge=

* Nach Sulzer (a. a. O. III. 159) heißt er Starosta de Negozitor. Ld.

hört, unter dessen Schutze der Fremde steht. Die Entscheidungen richten sich, dem allgemeinen Sinne der zwischen der Pforte und den fremden Mächten bestehenden Verträge gemäß, nach den Ortsgesetzen, aber sie sind nicht eher giltig, als nach der Bestätigung des Fürsten, die aufgeschoben werden kann, und diesen Aufschub kann man benutzen, um an den Richterstuhl des Großwessir's zu Konstantinopel oder an den Fürsten selbst zu appelliren, wenn die Entscheidung der Kammer den Schein der Parteilichkeit oder der Ungerechtigkeit gegen die Fremden an sich trägt. Fälle dieser Art sind so gewöhnlich, daß die Consuln oft das Amt der Advocaten übernehmen müssen, um die Rechte derjenigen zu vertheidigen, welche Ansprüche auf ihren Schutz haben.

Es gibt auch bestimmte Behörden für die Polizei, die Schatzverwaltung und die peinliche Rechtspflege und mehre niedere Aemter zur Untersuchung verschiedener rechtlichen Angelegenheiten, worüber sie dem Fürsten selbst Bericht erstatten, um seine Befehle zu em-

pfangen. Dieß sind die Isprawnike oder Bezirksbeamten, welche die Gerechtigkeit in erster Instanz verwalten.

Hier ist ein Verzeichniß der vornehmsten Staatswürden und anderer Beamten in der Walachei nach ihrem Range und Vorsitze, das mit den zwölf Mitgliedern des Divans anfängt.

Der Metropolitan oder Erzbischof. Der Ban, ein von dem ehemaligen Ban von Krajowa angenommener Titel. Der Dwornik oder Wornik de Zara de Suß, oder Oberrichter des Oberlandes. Der Dwornik de Zara de Schoß, oder Oberrichter des Niederlandes. Der Logothet oder Kanzler und Verwahrer des Groß-Insiegels. Der dritte und vierte Dwornik, gewöhnliche Richter des Divans. Der Logothet de Obitschei, dessen besonderes Geschäft es ist, den Divan zu versammeln. Der Dwornik de Coutter, oder Rentmeister der Pensionen für die Witwen armer Bojaren. Der Dwornik de Polittia oder Einsammler der Kopfsteuern in der Stadt Buchareſt. Der Klutschiar oder

Verwahrer des Gesetzbuches. Der Klutschiar d'Aria, obgleich er einen Platz im Divan hat, kann doch nicht seine Stimme geben; es ist eine Art Gerichtsdiener.

Nach der alten Sitte kann Niemand, der nicht in der Walachei oder Moldau geboren oder eingebürgert ist, Mitglied des Divans werden. Die Unterschiede zwischen den Staatswürden sowohl, als den Hofämtern, sind in beiden Fürstenthümern nicht bedeutend. In der Moldau hat der Logothet statt der fünften Stelle, wie in der Walachei, den ersten Rang im Divan. Auf ihn folgen die Dwornike und der Hetman. In der Moldau haben die Großbeamten das Recht, eine Massalla, eine große brennende Fackel abends durch einen Läufer ihrem Wagen vortragen zu lassen, wodurch sie sich von den Bojaren der zweiten Klasse unterscheiden. Mehre Aemter in beiden Fürstenthümern sind schon längst nur leere Titel, die ihren Inhabern bloß Rang und Einkünfte geben. Im Allgemeinen haben sich die Aemter vermehrt, aber die damit verbundenen

Verrichtungen haben sich vermengt, und es ist schwer, sie zu unterscheiden.*

Der erste Postelnik ist der vornehmste Minister und der Cermonienmeister des Hofes. Sein Amt ist von der vertraulichsten Art und ward seither nur Griechen gegeben, die nahe Verwandte oder vertraute Freunde des Fürsten waren. Der Spathar; sein Amt entsprach ehemals dem des Kriegsministers. Jetzt ist er Generaldirector der Polizei im ganzen Fürstenthume. In der Moldau nennt man ihn passender Hetman. Der Westiar, oder Schatzmeister des Fürstenthums; er muß im Lande geboren sein. Der Hetman in der Walachei, dessen Amt darin besteht, die Urtheilssprüche des Fürsten in Rechtssachen zur Ausführung zu bringen. Er nimmt zehn Procent von dem Werthe der Gegenstände, auf welche die Rechtssachen sich beziehen. Der Camarasch, oder erste Kammerherr; er ist der eigentliche Schatzmeister des Fürsten und der Richter der Ju-

---

* Lejeune S. 70 ff. Vergl. Sulzer, III. S. 100 ff.

den. Er erhebt zu seinem Vortheile eine Abgabe von allen Waaren, die im Einzelnen verkauft werden. Der Armasch oder untersuchende Richter in Criminalfällen bei den niederen Volksklassen; er hat die Oberaufsicht über die öffentlichen Gefängnisse, und nimmt die Abgaben in Empfang, welche die Zigeuner an die Regierung zahlen. Der Aga oder Polizeimeister in der Stadt Bucharest. Der Portar-Baschi; er führt den Briefwechsel mit den benachbarten türkischen Pascha's und mit andern Regierungsbeamten, und empfängt die vornehmen Türken, welche Bucharest besuchen. Alle Aemter, die wir jetzt aufgezählt haben, verleihen den damit bekleideten Personen den Bojarenrang erster Klasse, und als solche tragen sie einen Bart. Sie werden jährlich neu gewählt, da sie aber bis zu ihrer neuen Beförderung den Titel beibehalten, so gibt man, um sie von denjenigen zu unterscheiden, die in Thätigkeit sind, diesen den Zusatz Groß (Mare) wie Logothet-Mare, der Großkanzler u. s. w.

Folgende sind Bojaren der zweiten Klasse:

Der Kaminar oder Einsammler der Abgaben von Wein, Branntwein, Tabak in Blättern und Pulver, die zum Verkaufe nach Bucharest gebracht werden. Der Paharnik, oder Mundschenk; bei feierlichen Gastmahlen steht er hinter dem Stuhle des Fürsten und reicht ihm das Getränk. Der Komissul, oder Hofstallmeister. Der Stollnik, Hofmeister. Der Serdar, Oberstwachtmeister.

Dritte Klasse: Der Medelnitscher; er empfängt die an die Hospodare gerichteten Bittschriften und liest alle Papiere im Divan vor. Der Pitar, Aufseher der fürstlichen Wagen. Der Sludschiar; er war ehemals der Commissär des Leibgardenregiments; jetzt ist es ein Titel ohne Verrichtungen. Der Schetrar, Bewahrer der fürstlichen Zelte. Der zweite Logothet, der zweite Postelnik, der zweite Westiar, der dritte Logothet, der dritte Postelnik, der dritte Westiar sind sämmtlich bei den Beamten angestellt, deren Titel sie führen.

Die jährliche Erneuerung aller öffentlichen Beamten muß nothwendig eine große Verwirrung in den Geschäften hervorbringen.

Dieser Gebrauch kommt daher, daß die Bojaren, deren Anzahl sich in der Walachei auf ungefähr dreißigtausend beläuft, bei der öffentlichen Verwaltung angestellt zu werden verlangen, wozu alle berechtigt sind. Die ersten Familien vorzüglich betrachten diese Anstellungen als ein Geburtrecht. Da jedoch ihr Hauptaugenmerk der Vortheil ist, den sie davon ziehen, so bemühen sie sich mit der unanständigsten Begier, alle Aemter zu erlangen, ohne je daran zu denken, daß sie oft nicht die nöthigen Fähigkeiten haben, ihnen vorzustehen.

Jeder Bojar hat irgend einen Titel; man nennt ihn daher im Gespräche nicht bei seinem Namen, sondern bei seinem Titel, dem man das altgriechische Wort ἄρχον (Fürst) vorsetzt; so sagt man Archon-Bano, Archon-Schetrar, u. s. w.

Mit den Beförderungen und Ernennungen sind gewisse Feierlichkeiten verbunden, die am Hofe statt finden. Sie kommen zwei bis drei-

mal im Monate vor. Der Fürst, auf einem hohen Throne sitzend, nennt dem Candidaten, der vom ersten Postelnik hereingeführt wird, mündlich den Rang oder das Amt, wozu er befördert worden ist. Man legt hierauf das Ehrenkleid um seine Schultern und er schreitet in der ehrfurchtvollsten Stellung vor, um die Hand des Fürsten zu küssen. Er wird alsdann in einem Hofwagen oder auf einem fürstlichen Pferde, seinem neuen Range gemäß, nach Hause gebracht und ihn begleitet eine große Anzahl der Schiodare, oder Diener in Hoftracht, denen er ein beträchtliches Geschenk macht.

Die Bojaren erster Klasse glauben, daß ihr Titel der Grafen- oder Baronenwürde in Deutschland entspreche und daß sie gleichen Rang mit dem Generalmajor in Rußland haben. Es ist wahr, die Kaiserinn Katharina ließ zur Zeit ihres ersten Krieges mit der Türkei einen Ukas zu diesem Zwecke ausgehen, ihre Nachfolger nahmen aber darauf keine Rücksicht. Obgleich die meisten vornehmen

Familien der Meinung sind, daß kein anderes Geschlecht in Europa sich eines reineren Adels rühmen könne, so gibt es doch wenige unter ihnen, die ihren Ursprung auf ein höheres Alter, als ein Jahrhundert zurückzuführen vermöchten.* Die gegenwärtigen Abkömm-

* Thornton sagt in seiner Schrift: Gegenwärtiger Zustand der Türkei S. 416: „Die Bojaren von den ältesten Familien versichern, daß sie die Abkömmlinge der Slaven sind und von einer besondern Volksklasse abstammen, die aus einer Vermischung der Römer mit den alten Daciern hervorging. Der Hauptunterschied unter den Adeligen beruht auf ihren Reichthümern und Besitzungen. Der größere Theil des walachischen und moldauischen Adels verdankt seinen Ursprung den Woiwoden des Sultans." Ich stimme mit Thornton vollkommen über das Ende seiner Bemerkung überein; aber ich muß zugleich sagen, daß ich, obgleich ich alle Bojaren vollkommen kenne, die man zu den ältesten Familien zählt, doch nicht habe entdecken können, daß ihre Ansprüche auf alten Ursprung sich über die Zeit des Radul-Negro und des Woiwoden Bogdan in der Moldau (zu Anfange des 16. Jahrhunderts) hinaus erstreckten. Sie sind nicht so bekannt mit der Geschichte ihres Landes, um zu wissen, ob die Slaven je dahin gekommen sind oder ob es selbst ein Volk dieses Namens

linge Bessaraba's und Kantakuzeno's sind unter dieser Zahl. In der Walachei gibt es eine Familie, die den Namen Paläologus führt und sich nicht scheut, zu behaupten, daß sie von dem Geschlechte des letzten Constantin abstamme. Es lohnt sich nicht der Mühe, ähnliche Ansprüche zu widerlegen, durch welche sich Niemand täuschen läßt, und sie erscheinen um so abgeschmackter, als diejenigen, welche damit prahlen, durchaus keine Beweise anführen können, auf welche sie dieselben gründen.

Es gab in den beiden Fürstenthümern keine regelmäßige Kriegsmacht, außer der Leibwache der Fürsten. Die Landwehr sollte in jedem Fürstenthum aus 6000 Mann bestehen, doch war der wirkliche Bestand, bei den herrschenden Betrügereien, nie so groß.

---

gegeben hat. Diejenigen, welche sich unter die ältesten Familien zählen, leiten ihren Ursprung nur von den Woiwoden her, die in den letzten fünf Jahrhunderten herrschten, und nur auf diesen Ursprung gründen sie ihre Ansprüche auf alten Adel. W.

Ein Theil derselben diente zu Fuße, der andere zu Pferde, mußte sich aber selbst beritten machen. Diese Landwehrmänner waren steuerfrei, thaten abwechselnd eine Woche Dienst, und beschäftigten sich in der übrigen Zeit mit den, zu ihrem Unterhalte nöthigen Arbeiten. Sie erhielten jährlich ein Stück grobes Tuch zu einem Oberkleide; ihre Waffen, schlechte Flinten, waren ihr Eigenthum. Die Türken bedienten sich dieser Landwehr in frühern Zeiten zum Miniren und zu andern Kriegsarbeiten. Man könnte aus ihnen, bei gehöriger Erziehung und Zucht, ohne Zweifel eben so gute Krieger machen, als es die siebenbürgischen Walachen geworden sind, seit Maria Theresia Regimenter aus den, von den Grundherren losgekauften Bauern bildete. Die fürstliche Leibwache bestand aus ungefähr 400 Mann, meist Arnauten griechischen Glaubens, theils Fußvolk, theils Reiterei. Sie waren schöne, gut gekleidete Leute, und den Räubern auf den Landstraßen in der Türkei furchtbar, wenn sie Reisende oder Güter geleiteten. Außer ihrer Leibwache hatten die griechischen Hos=

podare einen türkischen Offizier mit einer nicht sehr zahlreichen Wache, um die durchreisenden Türken im Zaume zu halten und auf Märkten und in Posthäusern die Unordnungen zu verhüten, welche die Osmanen in einem Gebiete, das sie für ein erobertes Land hielten, sich gern erlaubten.*

Nach der geographischen Lage theilt man die Walachei im Allgemeinen in die östliche oder große, und die westliche oder kleine, die man auch das Severiner Banat oder das Banat von Krajowa nennt. Beide Abtheilungen trennt der Fluß Alt. Die östliche Walachei wird in die obere, das Oberland, und die untere, das Niederland, abgetheilt. Diese Abtheilungen zerfallen in 17 Bezirke, mit Einschluß des Banats von Krajowa, das aus fünf besteht. Diese sind Rimnik, Busco, Sekujány, Prahowa, Jalomitza, Ilfow, Dümbovitze, Wlaschka, Teleorman, Ardschisch, Mustschiel, Oltul, Ro=

---

* Lejeune, S. 119 ff.

munaßi, Wultscha, Gorsy, Dolschy, Mehedinz. Jeder von ihnen wird von zwei IsprawnikeN oder Kreisstatthaltern verwaltet, deren Erwählung jährlich vom Fürsten erneuert wird. Sie sind vorzüglich beauftragt, die Rechtspflege zu besorgen und die Steuern und andere Abgaben zu sammeln und sie an den Westiar zu schicken, von welchem sie zum großen Theile abhängig sind. Die Isprawnike des Banats stehen unter dem unmittelbaren Befehle eines fürstlichen Stellvertreters, der in Krajowa wohnt und den Titel Kaimakan führt.* Die griechischen Fürsten haben diesen Namen für Ban gewählt, weil es der Titel des Ministers ist, der die Stelle des Großwessir's während seiner Abwesenheit von Konstantinopel vertritt.

Das Amt des Kaimakan in Krajowa ist sehr einträglich. Es wurde seither gewöhnlich

* Konstantin Mavrocordato schickte zuerst 1761 einen Statthalter nach Krajowa. Der, mit der Würde des Ban's beehrte Bojar, dem er Rang und Einkünfte nach altem Herkommen ließ, mußte stets in Bucharest bleiben. Ld.

einem der Griechen gegeben, die in der Hoff=nung, sich zu bereichern, den Fürsten in die Walachei folgten. Außer diesen Griechen, wurden die Stellen der Jsprawnike auch den Söhnen derjenigen Bojaren ertheilt, welche von ihrer frühesten Jugend an eine Rolle in den öffentlichen Geschäften spielten, indem sie die oben aufgezählten Aemter bekleideten. Sie empfangen einen monatlichen Gehalt von fünf=hundert Piastern und haben außerdem noch ein ungewisses Einkommen, das, in den reichen Bezirken, von einigen unter ihnen zuweilen bis auf zwanzig tausend Piaster* jährlich gebracht wird.

Die Moldau wird in das Zara de Schoß oder Niederland und das Zara de Suß oder Oberland, getheilt. Jenes hat seit der Abtretung des Gebiets jenseit des Pruth, nur noch neun Bezirke und dieses fünf. Je=

* Der Piaster (oder Löwenthaler) gilt, seit der innere Gehalt dieser Münze schlechter geworden ist, nicht mehr als etwa 10 Groschen 8 Pfennige. Früher galt er gegen 2 Gulden rheinisch.

W.

der Bezirk hat zwei Isprawnike. Die Bezirke im Niederlande sind: Jassy, Karligatury, Roman, Wasluy, Falschi, Kohurlui, Tekutsch, Rutna, Tutow; im Oberlande: Dorohoe, Bottoschani, Harlev, Niamts, Bakou.

III.

Bevölkerung. Auflagen und Steuern. Andere Zweige der öffentlichen Einkünfte. Erzbischöfliche Würde. Klöster.

Nie ist die Einwohnerzahl der beiden Fürstenthümer richtig berechnet worden, aber nach den vorhandenen Angaben kann man glauben, daß seit dem Vertrage von Bucharest (1812) die Bevölkerung für die Walachei beinahe auf eine Million, und für die Moldau auf 500,000 Seelen steigt.*

Diese Bevölkerung ist in jedem Fürstenthume in 3 bestimmte Klassen getheilt: die Bojaren oder Adeligen von verschiedenem Range, die Kaufleute von allen Klassen und die Landleute und Andere, welche die Abgaben und gewöhnlichen Steuern entrichten müssen.

* Nach Hassel beträgt die Bevölkerung der Walachei 900,000 Seelen.

Alle männlichen Landleute sind durch ihre Geburt von ihrem sechszehnten Jahre an, der Kopfsteuer unterworfen, mit Ausnahme einer bevorrechteten, nicht zahlreichen Klasse, Skutelnitschi genannt. Sie wird in beiden Fürstenthümern in der Regel vierteljährig erhoben und von dem Ispraw:ik auf die Dörfer seines Bezirks eingetheilt. Zuweilen ist es der Fall, daß ein Dorf mehr oder weniger Häuser hat, als es die Annahme des Beamten voraussetzt. Hat es mehr, so vereinigen sich die Bauern, machen in der größten Heimlichkeit die Vertheilung unter sich und liefern den Steuerbetrag ab, hat es hingegen weniger, so beschweren sie sich und bitten den Beamten, die Steuer nach Verhältniß der zu groß angenommenen Häuserzahl zu vermindern. Wird ihr Gesuch nicht gewährt, so trennt sich nicht selten das Dorf, und ein Theil seiner Bewohner wandert in Gegenden, wo sie fremd sind. Die Zurückgebliebenen müssen freilich den ganzen Betrag der Steuer erlegen, aber sie erholen sich dagegen an den, aus andern Gegenden entwichenen

Bauern, die in den Wäldern versteckt sind und um nicht höher geschätzt zu werden, dem benachbarten Dorfe gern einen Steuerbeitrag entrichten. Der Fürst bindet sich übrigens nicht an die regelmäßige Steuerzahlung und schreibt zuweilen jährlich mehr als vier Kopfsteuern oder Birren aus.*

Die von Mohamed II und Soliman I geschlossenen Verträge, worin sie der Moldau und Walachei das Recht ließen, sich ihre Fürsten selbst zu wählen, machten diese Länder nur verbindlich, eine jährliche Abgabe zu entrichten, deren Betrag nach und nach erhöht wurde. Sie ist auf zwei Millionen Piaster für die Walachei und auf eine Million für die Moldau bestimmt. Die Pforte hat unstreitig ihre ersten Verpflichtungen übertreten, da sie sich das ausschließende Recht anmaßt, diesen Ländern griechische Fürsten statt moldauischer und walachischer Beherrscher zu geben; aber, indem der osmanische Hof so handelte,

* Lejeune, S. 114. Vergl. Sulzer, III. S. 387.

hat er die Würde der Oberherrschaft, welche den Woiwoden, als alten Landes-Eingebornen, eigen war, nicht herabgesetzt, und wenn die gegenwärtigen Fürsten nicht denselben Gewaltumfang besäßen, so würden ihre Entscheidungen, wie sie es doch wirklich sind, nicht unwiderruflich für ihre Unterthanen sein.

Die Klugheit der Pforte und die ungewisse Stellung der griechischen Hospodare haben nichts desto weniger den bestimmten Betrag der, an die Türkei zu zahlenden Abgaben bloß angeblich gemacht und man nahm es als ausgemacht an, daß diese Fürsten bei ihrer Einsetzung sich verpflichteten, allen Foderungen der osmanischen Regierung, mochten sie Geld oder andere Dinge betreffen, Genüge zu leisten.

Außer den steuerpflichtigen Bauern gibt es in der Walachei gegen hunderttausend Einwohner, und eine verhältnißmäßige Anzahl in der Moldau, die nicht zur Klasse der Landleute gehören, aber eben so hohe Steuern bezahlen; dieß sind die Kaufleute, Juden und andere Rajahs.

Die befreite Klasse, Skutelnitschi genannt, besteht aus funfzehntausend Menschen, die aus den Landleuten gewählt werden und welchen lange Zeit alle von der Regierung aufgelegte Abgaben erlassen waren; in neuern Zeiten aber sind sie, wegen ihrer großen Anzahl, einer jährlichen Kopfsteuer von zwanzig Piastern für den Mann unterworfen worden.

Diese Einrichtung verdankt ihren Ursprung der merkwürdigen Verbesserung, welche Constantin Mavrocordato seit 1735 vornahm, nachdem er statt der Moldau, die Regierung der Walachei erhalten hatte. Vor dieser Zeit waren die Landleute Sklaven der Bojaren; Mavrocordato schaffte diese Sklaverei ab, die man seitdem nicht wieder herzustellen suchte. Um jedoch die Bojaren für den Verlust ihrer Sklaven zu entschädigen, wurde verordnet, daß jeder von ihnen auf irgend eine Weise eine jährliche Abgabe von einer gewissen Anzahl Landleute erheben könnte, und daß diese Klasse von Landleuten, denen man den Namen Skutelnitschi gab, von der Last der öffentlichen Abgaben ganz befreit werden sollte.

Jeder Bojar vom ersten Range hat jetzt achtzig Skutelnitschi, von welchen ihm jeder eine jährliche Summe von achtzig Piastern zahlt. Einige lassen, anstatt Geld zu nehmen, von ihren Skutelnitschi ihre Ländereien bebauen, und ziehen davon einen weit größeren Nutzen.

Diese Begünstigung ist jedoch keineswegs erblich, weder in Beziehung auf die Bojaren, noch hinsichtlich der einzelnen Zinsbaren. Jeder Rang hat deren eine bestimmte Anzahl und durch die Unaufmerksamkeit und Nachlässigkeit mehrer Fürsten, so wie durch den Umstand, daß die Titel des Adels sich unendlich vermehrten, wurden die Skutelnitschi so zahlreich, daß im Jahre 1814 die Regierung der Walachei beschloß, einzelnen Personen keine beträchtlichen Einkünfte mehr zu verleihen, die der Staat zu seinem eigenen Nutzen verwenden könnte. Man machte daher ein neues Gesetz, wodurch alle Skutelnitschi, die nicht der ersten Bojarenklasse eigen waren, der Regierung pflichtig wurden. Dieses Gesetz wurde von den Mitgliedern des Divans

lebhaft unterstützt, welche, wie die ihnen gleichgestellten Bojaren, keinen Verlust zu befürchten hatten; aber es verursachte eine große Unzufriedenheit unter den andern Klassen, die es beeinträchtigte, und vorzüglich unter den Bojaren von Krajowa, welche, da sie sich mehr dem Ackerbau widmeten, als die übrigen Grundeigenthümer, großen Gewinn von der Arbeit ihrer Skutelnitschi hatten, und sie beschlossen einmüthig, sich dieser neuen Verordnung, so weit sie darunter litten, zu widersetzen. Sie drohten, sich durch Vermittlung des Pascha's von Widdin, der ihre Vorstellungen mit all seinem Einflusse unterstützen zu wollen schien, bei der Pforte zu beklagen. Der wilde Haffiz Ali* führte zu dieser Zeit die Regierung in Widdin und da er ein persönlicher Feind des Fürsten war, so würde er mit Vergnügen die Gelegenheit benutzt haben, ihm zu schaden. Der Fürst glaubte daher,

* Derselbe, der in den Jahren 1810 und 1811 Kapudan Pascha in Konstantinopel war und sich in seinem Amte durch so viele grausame Handlungen auszeichnete.

das, die Skutelnitschi betreffende Gesetz mildern zu müssen, und diejenigen, welche zum Banat von Krajowa gehörten, wurden ausgenommen. Im folgenden Jahre glückte es ihm, sie zur Entrichtung einer Abgabe von zwanzig Piastern für jeden Mann zu zwingen.

Es gibt noch eine andre befreite Klasse in den beiden Fürstenthümern, Poslujnicki genannt. Ihre Zahl ist weit geringer und es sind fremde Landleute aus der Bulgarei, aus Servien und Siebenbürgen, die sich in den Fürstenthümern niederlassen. Die Poslujnicki werden griechischen Bojaren und angesehenen fremden Einwohnern gegeben, eine Sitte, die seit mehr als funfzig Jahren herrscht. Sie zahlen kein Geld an die Personen, welchen sie gehören, aber sie müssen sie mit Holz, Gerste, Heu, Geflügel, Eiern, Butter und Wildpret versorgen. Dafür erläßt ihnen die Regierung alle Abgaben und sie empfangen einigen Schutz von ihren Herren, wenn sie von Seiten der Isprawnike oder deren Untergebenen Bedrückung erfahren.

Constantin Mavrocordato schloß die Zigeuner nicht in die Zahl derjenigen ein, die er von der Sklaverei befreite. Wir werden von diesem merkwürdigen Volke in einem besondern Abschnitte sprechen.

Beim letzten, zwischen Rußland und der Pforte geschlossenen Frieden kam man überein, daß die Fürstenthümer, da sie die Last des Krieges getragen hatten, in den zwei ersten Jahren nach dem Tage ihrer Zurückgabe keine Steuern zahlen sollten. Diese Bestimmung wurde nur auf die Klasse der steuerpflichtigen Bauern angewendet, welche vor dem Kriege gewöhnlich die Abgaben tragen mußten, und unter verschiedenen Formen und Namen zahlte man an die osmanischen Behörden eben so beträchtliche Steuern, als diejenigen sind, welche heute entrichtet werden.

Die regelmäßigen und wichtigsten Einkünfte des Fürsten fließen in der Walachei, außer der Kopfsteuer, aus dem Okna, oder dem Ertrage der Salzgruben, aus dem Wama, oder den

Zöllen, aus dem Jarbarit,* der Abgabe von den Weideplätzen für Schafe und Hornvieh, die aber nur von ausländischem, nicht von einheimischem Weidevieh entrichtet wird, aus dem Ojarit, oder dem Schafzehnten, aus dem Demarit, der Abgabe von Bienen und Schweinen, und aus dem Winarit, der Weinabgabe. Der Gesammtbetrag der Einkünfte beläuft sich auf 2,730,000 Piaster. In der Moldau, wo die Einkünfte aus denselben Quellen fließen, betragen sie 1,400,000 Piaster. Der Ertrag der Salzgruben und der Zölle ward in neueren Zeiten für Rechnung der Fürsten erhoben, die meisten Zweige der Einkünfte aber werden an den Meistbietenden versteigert, der den größten Theil der Summe vorausbezahlt und da die Abgaben meist auf den Landmann fallen, so hat der Pachter freien Spielraum, Plackereien aller Art auszuüben, um so viel als möglich zu erlangen.**

* Von dem walachischen Worte Jarba, herba. Ld.

** Lejeune, S. 113. ff. Vergl. Sulzer, III. 348 ff.

Einige Kaufleute und andere Personen, die ein beträchtliches Vermögen besitzen, haben durch dieses Unternehmen ihre Reichthümer erworben.

Es ist in der Walachei gewöhnlich geworden, daß die meisten öffentlichen Beamten einen Theil ihres Gewinns, nach einer, von dem Betrage desselben gemachten Schätzung, dem Fürsten im voraus abgeben. Alles, was der Fürst empfängt, den Werth der Geschenke eingeschlossen, die man ihm macht, wenn er adelige Titel ertheilt, sichert ihm ein besonderes Einkommen von ungefähr zwei Millionen Piastern.

Der Fürst ernennt zur erzbischöflichen Würde und zu allen andern geistlichen Aemtern. Die erstere wird gewöhnlich auf Lebzeit oder für die Regierungzeit desjenigen ertheilt, der sie gegeben hat. Die Einkünfte dieser Pfründe betragen in der Walachei 400,000 Piaster. Sie fließen aus Ländereien, die verstorbene Bojaren dem erzbischöflichen Stuhle vermacht haben, und aus einer jährlichen Kopfsteuer von funfzehn Piastern, welcher alle Priester von

niederem Range unterworfen sind, deren Anzahl sich auf funfzehntausend beläuft. Der Fürst behauptet seine Ansprüche auf diese Einkünfte nicht so laut, als es bei den Civilämtern der Fall ist, aber sie werden von demjenigen anerkannt, der zu dieser Würde erhoben oder von seinem Nachfolger darin bestätigt worden ist.

Die Bischöfe von Ardschisch, Rimnik und Buseo besitzen nach dem Erzbischofe die höchsten geistlichen Würden und haben unter ihren zahlreichen Amtgenossen die erste Anwartschaft auf den erzbischöflichen Stuhl. Sie wohnen in Buchareſt und bilden den höchsten Kirchenrath unter dem Vorsitze des Erzbischofs. Diese Behörde ist das verderbteste Gericht im ganzen Lande und seine Verhandlungen und Entscheidungen, deren Beweggrund und Zweck nichts weniger, als eine moralische Richtung haben, scheinen nur auf die Aufmunterung des Lasters und anderer Verderbnisse der menschlichen Gesellschaft berechnet zu sein. Der Wille des Erzbischofs und des Fürsten ist die einzige Richtschnur ihrer Entscheidungen.

Die Verfassung der Moldau erlaubt dem Fürsten nicht, sich in die Geschäfte des Kirchenraths oder in das Finanzwesen des Erzbisthums zu mischen. Der Erzbischof von Jassy wird vom Adel erwählt und muß im Lande geboren sein. Der Bischof von Roman, der im Range unmittelbar unter ihm steht, rückt gewöhnlich in jene Würde ein. Dieselbe Einrichtung sollte in der Walachei statt finden, aber eine Reihe von Mißbräuchen hat mehre Uebel unheilbar gemacht.

Beide Fürstenthümer haben eine große Anzahl Klöster, die von verschiedenen Woiwoden gestiftet sind, und die Einwohner haben es lange Zeit für sehr fromme Handlungen gehalten, ihnen an Ländereien, Häusern, Waaren und Gelde Geschenke zu machen, so daß kaum ein Reicher starb, der ihnen nicht einen Theil seines Vermögens hinterlassen hätte. Diese Geschenke haben sich so angehäuft und der Werth der Ländereien ist so hoch gestiegen, daß die meisten dieser Klöster jetzt die reichsten Anstalten des Landes sind. Beinahe ein Dritt=

theil der Ländereien ist in ihren Händen.* Der größte Theil der Klöster steht unter der Verfügung der regierenden Fürsten, die sie für einige Zeit dem Meistbietenden überlassen. Die Patriarchen von Konstantinopel und Jerusalem verfügen über andere, die ihnen gewidmet sind. Obgleich aber die Fürsten keinen Theil der Kloster-Einkünfte zu ihrem Nutzen sich zueignen können, so unterwerfen sie doch die Klöster, da sie das Recht haben, dieselben unter gewissen Umständen zu besteuern, häufig einer Abgabe. Die walachischen Klöster sind nur schwach bevölkert, und haben gewöhnlich nicht über vier Mönche. — Außer den Landesbischöfen gibt es noch andere, die in beiden Fürstenthümern wohnen, ohne ihren Titel von einem einheimischen bischöflichen Sitze zu haben, und von den Almosen der Gläubigen glänzend leben. Viele derselben pachten einige reichbegabte, dem heiligen Grabe zu Jerusalem oder den Anstalten auf dem Athos und Sinai gehörende Klöster,

* Lejeune, S. 135.

die ihnen von den Mönchen selbst überlassen werden.*

Die regierenden Fürsten besitzen, außer den verschiedenen Zweigen der Einkünfte, die wir aufgezählt haben, noch andere Mittel sich Geld zu verschaffen. Die beiden Fürstenthümer sind für sie eine unerschöpfliche Quelle, und der sprichwörtliche Name, den man ihnen gegeben hat, das Peru der Griechen, ist durch die Erfahrung gerechtfertigt worden.

* Lejeune, S. 135.

VI.

Gold- und Silber-Bergwerke. Steinsalz. Erzeugnisse verschiedener Art. Handel. Einkäufe für Konstantinopel. Beschränkung des Ausfuhrhandels. Beschiffung der Donau. Einfuhrhandel.

Die Bergkette der Karpathen, welche die beiden Fürstenthümer von den östreichischen Besitzungen trennt, ist reich an Metallen mannichfacher Art. Man findet an verschiedenen Orten Gold, Silber, Quecksilber, Eisen, Kupfer, Bergharz,* Schwefel und Steinkohlen. Obgleich man aber alle Ursache hat, zu glauben, daß diese Metalle dort im Ueberfluß vorkommen, so macht man doch keinen Versuch, Vortheil davon zu ziehen und schreibt diese

* Die Walachen nennen es Pokura. Es soll besonders in der Nähe von Salzgruben oder Salzgängen sich finden und das Vorkommen desselben als ein Wink dienen, wo die Salzschächte einzusenken oder Salzstolln zu treiben sind.
Ld.

Nachlässigkeit mehren Ursachen zu, von welchen einige viel für sich zu haben scheinen.* Die Einwohner behaupten, daß, um ein so bedeutendes Werk zu unternehmen, ein großer Geldaufwand und viele Menschen nöthig sein würden und daß folglich das Land große Lasten tragen müßte, ehe es anfangen könnte, Nutzen von diesem Unternehmen zu ziehen. Sie müßten, sagen sie, überdieß befürchten, daß, wenn sie auch die nöthigen Opfer bringen wollten, die Früchte dieser Opfer nur zur Bereicherung der Kisten des Großherrn dienen möchten, und halten es daher für klug, von dem Gedanken abzustehen, die Aufmerksamkeit der Lenker eines Raubsystems, das nur zu sehr im Lande herrscht, so mächtig auf sich zu ziehen.

* Im Jahre 1811 wurden von Petersburg Bergkundige abgeschickt, um die Erzgruben in den Karpathen zu untersuchen. Sie entdeckten breite Adern von Gold, Kupfer und Quecksilber. Es bedurfte Zeit, das Werk in Gang zu bringen, und als es die gegründetsten Hoffnungen auf Erfolg zeigte, wurde der Friede geschlossen, die russischen Behörden entfernten sich und die Gruben wurden wieder verschüttet, um in ihrem alten Zustande zn bleiben.

Auf der andern Seite glaubt man, daß die Hospodare, welche in beständiger Furcht leben, plötzlich abgesetzt zu werden oder in Ungnade zu fallen, durch ihre schwankende Stellung bewogen werden, ihre ganze Aufmerksamkeit nur auf die Hilfmittel zu richten, die zunächst in ihrem Bereiche sind, und alles zu vernachlässigen, was nur ein entfernter Gewinn zu sein scheint.

Die Pforte ist daher, dem Anscheine nach, bei dieser Sache allein wahrhaft betheiligt und scheint auch allein fähig zu sein, sie auf eine zweckmäßige Weise ins Werk zu setzen und dauernden Nutzen davon zu ziehen. Die Türken zeigen indessen dieselbe Gleichgiltigkeit und man gibt dafür politische Beweggründe an, die mir nicht ganz genügend erscheinen, denn die Rücksichten, welche sie entgegenstellen, sind nicht von der Art, sie zu hindern, Vortheil von diesen Schätzen zu ziehen, welche die Osmanen so lange Zeit, wenn nicht mit Recht, doch in der That, als ihr Eigenthum betrachtet haben.

Aus diesen Vermuthungen kann man jedoch den Schluß ziehen, daß, so lange diese Provinzen unter dem Einflusse der Türkei bleiben, ihre Metallschätze in Vergessenheit und tiefem Dunkel begraben liegen werden. Die Flüsse Dümbovitza und Ardschisch, welche in den Karpathen ihre Quellen haben und die Walachei durchströmen, ehe sie sich in die Donau ergießen, führen eine beträchtliche Menge Goldkörner mit sich. Die, der Regierung gehörenden Zigeuner sind, jedoch jetzt weniger als früher, damit beschäftigt, sie bei niedrigem Wasserstande im Sande zu sammeln,* und dürfen einen Theil ihrer Abgaben mit diesen Früchten ihrer Arbeit bezahlen. — Unter allen Mineralien wird in beiden Fürstenthümern nur auf das Steinsalz Aufmerksamkeit ge=

---

* Sie legen auf Bänke und Breter haarige und zottige Decken und sondern mittels derselben den darauf geschütteten Sand von den Goldkörnern, ohne, wie es bei den Goldwäschen im Temeswarer Banat und fast überall in Siebenbürgen gewöhnlich ist, die Breter einzukerben, um in den Rinnen das Gold aufzufangen.

Ld.

wendet. Man gewinnt es nicht nur für den eigenen Bedarf, sondern auch für die Ausfuhr in die angränzenden Länder. Die Walachei durch ihre reichen Steinsalzbrüche in dem Gebirge um Okna, versorgt Bulgarien, Servien und einen Theil Bosniens, die Moldau, welche die ergiebigen Salzgruben Slanikul, Teleage und Okna Mare (die große Grube) bei Rimnik baut, das südliche Polen und die türkischen Provinzen südlich von der Donau. Die Salzgruben sind wahrscheinlich schon seit mehren Jahrhunderten bearbeitet worden. Die Gruben sind sehr tief und haben Schächte und Stolln. Die Grubenarbeiter bestehen aus zwei Klassen, freien Arbeitern, unter welchen dieses Gewerbe erblich ist, und aus Verbrechern, die zu gezwungener Arbeit verurtheilt sind. Die Lebensdauer dieser Menschen ist sehr kurz und ihre Gesichtsfarbe verräth ihre schlechte Gesundheit. Sie lösen das Steinsalz in großen Blöcken vom Felsen, die man an Stricken in den Schächten hinaufzieht. Die sehr geräumigen Stolln werden durch Pfeiler gestützt. Zuweilen kommen die Berg-

leute auf Wasserquellen, welche die Arbeit bald schwierig, bald ganz unmöglich machen und zuweilen ist die Ueberschwemmung so plötzlich, daß die Arbeiter sich kaum retten können; gewöhnlich aber verkündet ein unterirdisches Geräusch einige Tage vorher die drohende Gefahr. Das Wasser, das die Gruben füllt, verwandelt sich, wie man behauptet, mit der Zeit in Salz, und dafür scheint auch der Umstand zu sprechen, daß man in dem Salze oft Knochen und bergmännische Werkzeuge findet.*

Das reichste Erzeugniß des Bodens ist der Weizen, wovon die beiden Fürstenthümer jährlich zehn Millionen Kilo** hervorbringen sollen, obgleich kaum ein Sechstel ihrer weiten und fruchtbaren Ebenen angebaut und ein großer Theil dieses Sechstels mit Mais, Gerste und Hanf besäet ist.

---

* Lejeune, S. 50 — 51. Vergl. Sulzer, I. 146. ff.

** Ein Kilo (das in Konstantinopel übliche Maß) ist ungefähr $\frac{2}{3}$ Berliner Scheffel.

Die übrigen Erzeugnisse des Bodens, die zu den wichtigsten hinsichtlich des Handels gehören, sind gelbes Wachs, Honig, Butter, Käse, Felle, Bauholz, Stabholz und Schiffmasten von jeder Art und Dicke. Man liefert außerdem noch jährlich gegen 500,000 Hasenfelle und 600,000 Oken* Beeren des Buxdorns oder Kreuzbeeren, die zum Gelbfärben dienen und im Handel unter dem Namen Avignon-Beeren** bekannt sind, und 400,000 Kintale*** Wolle.

Die drei letzten Gegenstände sind allein vom Ausfuhrzolle gänzlich befreit, über die übrigen verfügt die türkische Regierung, und nur zur Zeit des Ueberflusses, nachdem man so viel abgezogen hat, als für die Kornböden und das Zeughaus von Konstantinopel nöthig ist, wird Erlaubniß gegeben, den Rest an das

---

* Ein Oka hält 2¼ Pfund.

** Sie wachsen häufig in der Gegend von Avignon und im südlichen Frankreich, wie auch in der Levante und in Spanien. Die französischen sind die beßten, nächst ihnen die levantischen, die von Smyrna kommen.

*** Ein Kintal enthält 44 Oken.

Ausland zu verhandeln. Die Ausfuhr des Weizens ist immer verboten und es steht nicht in der Macht der Hospodare, ihn auch nur in der geringsten Menge zum Vortheile einzelner Unternehmer ausführen zu lassen; die Ausfuhr muß durch einen Firman gestattet worden sein, eine Erlaubniß, die den Rajahs nie und den andern Europäern sehr selten ertheilt wird. Die bei der Pforte angestellten fremden Gesandten, welche wissen, wie schwer diese Gunst zu erlangen ist, und welche Wichtigkeit die osmanische Regierung darauf legt, enthalten sich lieber solcher Gesuche, deren Gewährung überdieß nur einzelnen Personen nützlich sein kann, ohne dem allgemeinen Handel einen bleibenden Vortheil zu gewähren.

Der walachische Weizen ist nicht von der ersten Güte, ohne jedoch mittelmäßig zu sein; der moldauische ist besser und kommt dem polnischen fast gleich. Sein gewöhnlicher Preis ist zwei bis dritthalb Piaster für den Kilo. Wäre er allgemeine Handelswaare, so würde die Fracht von der Donau nach Konstantinopel kaum einen Piaster betragen. Die türkische

Regierung schickt alle Jahre ihre Schiffe, um den ihr zukommenden Theil, der jedesmal 1,500,000 Kilo beträgt, so wie die übrigen Waaren zu holen, die sie braucht und deren Menge nicht bestimmt, wiewohl gewöhnlich sehr beträchtlich ist. — In der Moldau gibt es weit besseres Bauholz, als in der Walachei; es kommt von einer trefflichen Eichenart und eignet sich vollkommen zum Schiffbau. Ein großer Theil der Schiffe der türkischen Flotte ist von diesem Holze gebaut, und ihre Masten und ihr Tauwerk kommen gleichfalls aus der Moldau. In diesen beiden Provinzen kauft man jene Gegenstände so wohlfeil, als möglich, was man auch von allen Waaren sagen kann, deren Ausfuhr verboten ist. Die Einschränkungen, welche das, von der Pforte behauptete Recht des Alleinhandels herbeiführt, machen, daß jene Waaren wenig begehrt werden, außer für den innern Verbrauch.

Außer mehren andern Bäumen liefern die Moldau und Walachei auch treffliche Buchen und Ulmen, die zu Nutzholz dienen. Linden sieht man in ganzen Waldungen, deren Duft

zur Blütezeit sich auf einige Stunden weit verbreitet. In einigen Gegenden der Moldau und im Banat Krajowa wächst ein sehr großer Baum, Tissa genannt, dessen Holz roth und sehr hart ist, und sich gut zu Geräthschaften verarbeiten läßt. Die Landleute machen davon kleine Fässer und andere Gefäße zur Aufbewahrung von Getränken und Flüssigkeiten, die so gut, als gläserne oder thönerne Geschirre sind.*

Von den Hasenfellen kostet gewöhnlich jedes im Großhandel 35 Para,** und die Kreuzbeeren können zu 40 bis 45 Para für den Oka gekauft werden. Die gewöhnliche Art, eine große Menge dieser Waaren zu den möglich billigsten Preisen zu erhalten, ist, daß man in verschiedenen Dörfern Bestellungen darauf macht und einen Theil des Preises vorausbezahlt. Die Landleute, welche einen solchen Handel geschlossen haben, ermangeln nicht, ihre Verbindlichkeiten zu der bestimmten Zeit zu erfüllen.

* Lejeune, S. 19.

** Vierzig Para machen einen Piaster.

Die Hasenfelle* sind von vorzüglicher Güte, die Färbebeeren aber nicht so gut, als die smyrnaischen und sie werden nur begehrt, wenn die Ernte in Kleinasien karg ausgefallen ist.

Die Wolle, welche beide Fürstenthümer liefern, gilt für sehr gut; gesäubert und gewaschen verkauft man sie zu 60 Para den Oka, oder zu 66 Piastern den Kintal. Im ungereinigten Zustande kostet sie 35 bis 40 Para.

Die Fürstenthümer haben Ueberfluß an Vieh und Geflügel aller Art. Jedes Jahr versorgen sie Konstantinopel mit 250,000 Schöpsen und 3000 Pferden. Sie versenden in die

---

* Nach Lejeune (S. 36) werden jährlich in der Walachei 300,000 in der Moldau 200,000 Hasen geschossen. Die vielen Gebüsche, die auch außer den Wäldern und Fruchtfeldern die übrigen Flächen bedecken, die Ruhe, die sie in einem, weder von Jägern, noch von Reisenden gestörten Lande genießen, alles begünstigt die Vermehrung dieser Thiere. Zur Schneezeit werden sie mit eigens dazu abgerichteten Hunden gehetzt. Die Hasen sind weder so groß, noch so schön, als in der Tatarei, aber ein ziemlich gutes Wildpret.
Ld.

umliegenden Provinzen, außer einer großen Anzahl dieser beiden Vieharten, auch Ochsen, die gewöhnlich mit großem Vortheile verkauft werden.

Obgleich der Handel der Walachei und Moldau durch eine große Anzahl von Einschränkungen und Verboten gefesselt ist, so bildet er doch eine ihrer wichtigsten Quellen des Reichthums. Diese Umstände sind über die benachbarten Länder hinaus wenig bekannt und werden nicht sehr berücksichtigt, obgleich sie weit entfernt sind, diese Unachtsamkeit zu verdienen.

Die Erfahrung zeigt, daß der Handel nur in Ländern blüht, wo bürgerliche Freiheit und persönliche Sicherheit die Grundlagen und unumgänglich nothwendigen Bedingungen darbieten, und wo in dem Volke eine Mittelklasse zwischen dem reichen Grundeigenthümer und dem armen Landbauer besteht. Dieser muß eine seinem Stande angemessene Erziehung erhalten, sich an Nachdenken gewöhnt haben und durch den Wunsch, seine Lage zu verbessern, sich zur Betriebsamkeit ermuntert fühlen. In der Moldau und Walachei aber gibt

es nur Klöster und Bojaren, Grundeigenthümer und landbauende Taglöhner, Sklaven, die beide einem Despoten unterworfen sind, der selbst wieder der Sklave eines Tyrannen ist. Aller Handel und die kleinen Manufacturen für die ersten Bedürfnisse sind in den Händen der Fremden. Unter diesen stehen die Griechen aus Albanien und Macedonien oben an, und nach ihnen folgen die siebenbürgischen Walachen, die Armenier und die Juden aus Galizien. Die Pforte hat sich das Recht vorbehalten, zur Versorgung der Hauptstadt, Pferde, Ochsen, Schafe, Honig, Wachs, Weizen, Talg, Käse und andere Lebensmittel zu willkührlich bestimmten Preisen aufzukaufen.* In den Be-

* Konstantinopel wird auf drei Wegen mit den unermeßlichen Lebensbedürfnissen versehen, die dahin strömen, 1) aus den Inseln des Archipelagus, 2) aus der Moldau und Walachei und 3) aus den asiatischen Landschaften in der Nähe des Marmora-Meeres. Jede der ersten beiden Gegenden des Reichs versorgt die Hauptstadt auf beinahe vier Monate, die letzte aber liefert am wenigsten. Daraus geht hervor, wie wichtig die Fürstenthümer und die Inseln für die Pforte sind. Lejeune S. 53.

fehlen, welche die türkische Regierung wegen solcher Lieferungen an die Hospodare ausfertigt, nennt sie daher diese Länder die Kornkammern und Speicher Konstantinopels. So viel Geld in beiden Ländern umläuft, so kann man doch nicht sagen, daß es eigentliche Reiche gebe, da alles am Ende in den Schatz des Fürsten und der Griechen fließt und seinen Weg nach Konstantinopel nimmt, woher die Kaufleute, die Lebensmittel einhandeln, es wieder zurückbringen. Jährlich im Mai kommen die, mit den Befehlen der Pforte versehenen Kaufleute in die Fürstenthümer, um Hämmel einzukaufen, deren sie gegen 600,000 ausführen. Sie bezahlen nicht nur den willkührlich bestimmten Preis, sondern drücken überdieß noch die Hirten, ohne daß die Fürsten oder ihre Beamten es wagen, sich ihnen zu widersetzen, aus Furcht, daß die Kaufleute bei ihrer Rückkehr nach Konstantinopel das Volk gegen sie aufregen. Eine andere Art von Einkäufern sind die Kapenlei, die von dem Markte in Konstantinopel, wo sie ihre Waaren im Großen verkaufen, diesen Namen führen. Mit Vollmacht vom

Großwessir versehen, kaufen sie Käse, Butter, Talg, Wachs und geräuchertes Fleisch zu beliebigen Preisen auf. Man schlachtet in den beiden Fürstenthümern gegen 80,000 Ochsen und Kühe nebst vielen Ziegen und kocht Fleisch, Fett und Knochen in großen Kesseln, bis alles ganz zerkocht ist, worauf man den ausgesottenen Talg in ledernen Schläuchen sammelt, um ihn nach Konstantinopel zu bringen. In den Häfen Galatz und Ibrail kommen im Sommer viele türkische Schiffer an, die sich gewöhnlich alle möglichen Ausschweifungen erlauben. Die Walachen und Moldauer müssen ihr Getraide in jene Häfen bringen, wo die türkischen Kaufleute es erhandeln. Die armen Bauern sind gewöhnlich sehr zufrieden, wenn sie gesund wieder in ihre Hütten zurückkehren können, und sehr glücklich, wenn sie etwas Geld mitbringen.*

Alle Erzeugnisse und Lebensmittel, die zum Bedarf der Hauptstadt des osmanischen Reichs versendet werden, kauft die Regierung für das

* Lejeune, S. 51 ff.

Viertel des Marktpreises und für das Sechs-tel des Werthes, den sie in der Türkei haben. Sie werden durch einen Abzug von der gewöhnlichen Abgabe und zuweilen durch eine ausserordentliche Auflage bezahlt, deren Betrag dem Preise der Waaren gleich ist.

Ehe wir eine Bemerkung über den Einfuhrhandel machen, ist es nöthig, einige Worte über die Stadt Galatz und ihren Hafen zu sagen, den man den Seehafen der beiden Fürstenthümer nennen kann.

Galatz liegt in der Moldau, an der Gränze der Walachei und an der Stelle, wo die Donau am breitesten und tiefsten zu werden beginnt, 15 deutsche Meilen vom schwarzen Meere, gegen 21 von Jassy und 24 von Bucharest entfernt. Der Fluß ist bis zu dieser Stelle fahrbar für Schiffe, deren Last nicht über dreihundert Tonnen beträgt. Der auf der Seeseite liegende Haupteingang ist sehr schwierig und zwar wegen der Inseln, die ihn in drei große Kanäle theilen, von welchen zwei nicht sehr tief und sehr gefährlich sind. Die Schiffe aber, die für diesen Hafen bestimmt sind, neh-

men Lotsen an Bord, und bei dieser Vorsicht geschehen wenig Unglücksfälle, zumal in der schönen Jahreszeit.

Die Beschiffung der Donau hört im Monat November auf; in sehr strengen Wintern ist dieser Theil des Flußes fünf bis sechs Wochen lang völlig gefroren. Im März erscheinen die Schiffe wieder, und da sie die Hindernisse der Ebbe und Flut nicht zu befürchten haben, können sie sich ganz nahe an die Schiffländen legen und dort verweilen, bis ihre Geschäfte beendigt sind.

Galatz ist der große Markt für die Erzeugnisse der beiden Fürstenthümer, und der einzige Ort, wo man einige der vorzüglichsten Waaren des Einfuhrhandels ausschifft. Mit allen Vorzügen eines Seehafens versehen, scheint diese Stadt sehr blühend zu sein. Ihr Markt ist immer mit allen Erzeugnissen des Inlandes angefüllt. Das Bauholz, die Masten und das Stabholz werden auf kleinen Flüssen hieher geschafft, die aus verschiedenen Gegenden des Landes kommen und sich in einiger Entfernung in die Donau ergießen. Es gibt

hier öffentliche Böden für den Weizen, und eine große Anzahl Magazine für alle Arten von Waaren, die einzelnen Kaufleuten gehören. Galatz ist vorzüglich von Handelsleuten bewohnt, die, trotz den strengen Verboten, oft Mittel finden, etwas Weizen und andere Gegenstände des Schleichhandels auszuführen. Ihr Hauptgeschäft aber ist der Einfuhrhandel. Die Stadt und ihre Zubehörungen werden von zwei Bevollmächtigten des Fürsten der Moldau, die Percalabi heißen, verwaltet. Die Zahl der angesessenen Einwohner beläuft sich nicht über siebentausend, aber der Zufluß von Menschen, die der Handel jährlich herbeilockt, gibt dem Orte das Ansehen einer viel volkreichern Stadt und alle Lebendigkeit eines wichtigen Handelsplatzes; dieser Schein wird noch durch die beträchtliche Anzahl von Handelschiffen vermehrt, die den Hafen der Stadt besuchen.

Obgleich Galatz die allgemeine Niederlage mehrer Gegenstände des Einfuhrhandels ist, so ist es doch nicht ihr Hauptmarkt; sie werden auf die Märkte von Buchareſt und Jassy ge-

bracht. Kaffee, Zucker, Pfeffer, Rum, Zitronen, Orangen und fremde Weine gehören vorzüglich zu diesen Waaren. Man hat berechnet, daß in den beiden Fürstenthümern jährlich ungefähr 800,000 Oken Kaffee, 900,000 Oken Zucker und gegen 35,000 Oken Pfeffer verbraucht werden; was die übrigen Waaren betrifft, so hängt ihr Bedarf lediglich von Umständen ab. Ihre Einfuhr übersteigt jedoch den einheimischen Bedarf und kann als weit beträchtlicher angesehen werden, da die Provinzen Galizien, Bukowina, Siebenbürgen, Temesvar und Servien zum Theil durch die Märkte von Bucharest, Jassy und Galatz * mit diesen Waaren versehen werden.

Der Einfuhrhandel ist im Ganzen schlecht eingerichtet und vielen Hindernissen unterworfen. Die Käufer machen ihren Einkauf auf den Märkten von Smyrna und Konstantinopel, wo sie hohe Preise bezahlen müssen. Die

* Die Stadt Galatz ist während der letzten Unruhen, die (1821) in der Moldau und Walachei statt fanden, in Asche gelegt worden; der Aufstand gegen die Türkei brach hier zuerst aus.

Waaren, für welche schon in der Türkei Zoll entrichtet werden mußte, werden bei der Ausschiffung oder bei dem Verkauf in den beiden Fürstenthümern einer neuen ähnlichen Auflage, die drei vom Hundert beträgt, und anderen willkührlichen Abgaben unterworfen, die noch höher steigen. Die letztern werden zwar nicht von den Ortsbehörden aufgelegt, aber durch ihre Vorgesetzten erpreßt, und da man sie duldet, so ist es unmöglich, sich ihnen zu entziehen, wenn nicht die Eigenthümer der Waaren etwa Unterthanen einer europäischen Macht sind und als solche Schutz und Hilfe von den, im Lande wohnenden Consuln erhalten.

Beide Fürstenthümer versorgt jetzt Deutschland mit allen Fabriksachen von Baum- und Schafwolle und mit unächtem Porcellan und Töpferwaaren, die zu Lande und auf der Donau ankommen. Die einfarbigen und gedruckten Baumwollenzeuche, die feinen Kattune, die Glas- und Töpferwaaren, sind ohne Ausnahme in Deutschland gearbeitet, aber man nennt sie englische Fabrikwaaren und verkauft sie als solche zu einem höheren Preise,

als wenn ihre Herkunft bekannt wäre. Der Verbrauch von Tüchern ist sehr beträchtlich; man rechnet, daß für die feinste Gattung derselben jährlich gegen 1,400,000 Thaler ausgegeben werden. Auch führt man einige französische Tücher ein, da sie aber vielmehr kosten, als die deutschen, so finden sie wenig Absatz. Die französischen Batiste und englischen Musseline sind für die Unternehmer immer vortheilhafte Waaren, die sich schnell absetzen lassen.

Pelzwerk aller Art, das einen Theil der Landestracht bildet und wegen der natürlichen Kälte des Klima's ein nothwendiges Bedürfniß ist, wird in großer Menge eingeführt. Rußland versorgt damit die beiden Fürstenthümer, und empfängt dafür Branntwein, Wein und Kaiserducaten.

Die meisten Kaufleute, welche in den Fürstenthümern Handel treiben, sind Eingeborne oder Griechen. Mehre sind in Rußland oder in Oestreich eingebürgert und stehen unter dem Schutze dieser Mächte; ein unschätzbarer Vortheil für ihre Geschäfte. Vor mehren Jahren

haben einige Einwohner der jonischen Inseln angefangen, mit den beiden Fürstenthümern Handel zu treiben und die englische Flagge, die ihre Schiffe führen, weht seitdem oft auf der Donau.

Zuweilen gehen einige Waarenladungen von Smyrna aus, zu Lande über Enos und Adrianopel, aber sie begegnen Gefahren und Schwierigkeiten, und die Abgaben betragen überdieß acht Prozent mehr, als auf dem Wege über Galatz.

Wenn die Moldau und Walachei die wichtigen Vortheile einer ordentlichen Regierung und einer weisen Verwaltung genießen könnten, unter welchen Gewerbfleiß und Ackerbau die Aufmunterung empfingen, die sie verdienen, wenn der Ausfuhrhandel eröffnet, mit fremden Völkern auf eine zweckmäßige Weise Verkehr angeknüpft und endlich der Bergbau begonnen würde, so könnten diese Länder, bei ihren natürlichen Reichthümern und mannichfachen Hilfquellen, in kurzer Zeit die blühendsten und volkreichsten Provinzen Europa's werden. Der Hafen von Galatz würde bald

mit allen Häfen des schwarzen Meeres, Odessa nicht ausgenommen, um den Vorrang streiten.

Die Fruchtbarkeit des Bodens ist so groß, daß er eine zehnmal größere Bevölkerung, als die gegenwärtige ist, ernähren und noch einen Ueberschuß an fremde Länder abgeben könnte, da man gewöhnlich das sechzehnte, und in guten Jahren sogar das fünf und zwanzigste Korn erhält.

Die Natur hat diesen Ländern alle Hilfsmittel gegeben, um zu großem Wohlstande zu gelangen, und immer haben sich die Menschen feindselig gegen sie bewiesen.

V.

Buchareſt und Tergowiſcht, die Hauptſtädte der Walachei. Jaſſy, die Hauptſtadt der Moldau. Beſchreibung derſelben. Art zu reiſen. Pferdezucht.

Buchareſt oder Bukureſcht, die gegenwärtige Hauptſtadt der Walachei, iſt eine große ſchmutzige Stadt und liegt in einer ſumpfigen Niederung. Sie enthält 80,000 Einwohner*, über 60 Kirchen, 20 Klöſter und 30 große Herbergen oder Karavanſerais. Buchareſt war vor ungefähr vierhundert Jahren nur ein kleines Dorf, das einem Manne, Namens Bukor gehörte, von welchem es den Namen erhielt**, den es noch heute führt. Nach und

* Dieſe Annahme iſt wahrſcheinlich zu hoch. Herr von Stürmer gab (1816) in ſeiner Reiſe nach Konſtantinopel (Peſth 1817) nur 50,000 an. Ld.

** Sulzer (I 289) leitet den Namen der Stadt von Bukuria, Freude, ab, und ſchreibt daher Bukureſcht. Ld.

nach wurde es eine Stadt und vergrößerte sich immer mehr, bis es an Umfang die alte Hauptstadt Tergowischt übertraf. Nach der Hinrichtung des Fürsten Constantin Brankowan (1714) wurde Buchareſt der beständige Sitz der Regierung und man verließ die Stadt Tergowischt, die eine herrliche Lage tiefer im Innern des Landes hat, indem sie auf der einen Seite von einer lieblichen Hügelkette, auf der andern von einer schönen und weiten Ebene umgeben ist. Als die griechischen Fürsten fortfuhren, in Buchareſt zu wohnen, wahrscheinlich, weil diese Stadt den Türken näher lag, wurde Tergowischt nach und nach von seinen übrigen Einwohnern verlassen, und es ist heute nichts, als ein bloßes Dorf. Es enthält mehre Trümmer von alten Gebäuden, unter welchen sich der Palast der Woiwoden auszeichnet. Der Fluß Dümbowitza fließt nicht weit von seinen Mauern.

Jassy, die Hauptstadt der Moldau, ist klein, aber weit besser gebaut, und enthält mehre zierliche Häuser im neuesten Geschmacke europäischer Baukunst. Es besitzt vierzigtausend

Einwohner und siebzig Kirchen*, und liegt theils auf einem sehr angenehmen Hügel, theils in einem Thale. Der Palast des Fürsten ist das größte Gebäude der Stadt; er ist von Gärten und Höfen umgeben, nach halb morgenländischer, halb europäischer Art ausgeschmückt, und geräumig genug, um mehr als tausend Menschen aufzunehmen.

Der Palast zu Bucharest war einst ein großes Gebäude, das auf einer Anhöhe am Ende der Stadt lag, die man von hier ganz übersah. Im Jahre 1813 brannte er durch Zufall ab und ist nie wieder aufgebaut worden. Der Fürst hat seit dieser Zeit in zwei Privathäusern gewohnt, die zu diesem Zwecke vereinigt wurden.

Die beiden Hauptstädte nehmen einen großen Raum ein, da die Häuser von einander getrennt und von Höfen, Gärten und Baumpflanzungen umgeben sind. Alle Gebäude sind

* Nach andern Angaben rechnet man nur gegen 30,000 Bewohner und 43 Kirchen nebst 26 Klöstern. Ld.

von Ziegelsteinen, ihre Mauern mit Gips überzogen und inwendig und auswendig geweißt. Man bedient sich selten der Dachziegel, und die Dächer sind gewöhnlich mit Holz gedeckt.

Die Straßen der beiden Hauptstädte, und man kann sagen, der übrigen Städte dieser Länder, sind ohne Ausnahme mit großen Stücken Holz gepflastert, die querüber gelegt und an einander befestigt werden. In einigen Straßen ist die Oberfläche geglättet, während in andern die Bohlen fast in ihrem natürlichen Zustande sind gelassen worden. In den nassen Jahreszeiten sind sie beständig mit einem tiefen und schlüpfrigen Schlamme und im Sommer mit einem schwarzen und dicken Staube bedeckt, der durch den leisesten Wind aufgeregt und für Augen und Lunge sehr gefährlich wird; außer diesen Unannehmlichkeiten ist es unumgänglich nöthig, sie alle sechs Jahre völlig zu erneuern. Werden diese Balken jedoch gut unterhalten, so sind sie für den Fußgänger sehr bequem, dagegen gefährlich, besonders für Pferde, wenn sie alt oder in Verfall gerathen sind. In der Moldau ist es ge=

bräuchlich, dieses Pflaster zu erneuern, so oft der Fürstenstuhl neu besetzt wird. Es ist unglaublich, welche ungeheuere Menge von Holz sowohl zur Erneuerung als Ausbesserung dieses Pflasters erfoderlich ist, und dauert dieser Gebrauch noch länger fort, so müssen selbst die dichten Wälder der Moldau bald gelichtet werden.*

Man hat in Bucharest unter diesem hölzernen Pflaster, das die Einwohner mit vollkommenem Rechte Brücken nennen, breite Kanäle angelegt, um den Unrath der Häuser aufzunehmen und in den Fluß Dümbowitza zu führen, der die Stadt durchfließt. Kaum sucht man zu verhüten, daß sie sich verstopfen, was oft durch die Anhäufung des Unraths geschieht, der hier stockt. Sie bleiben zuweilen in warmer Jahreszeit einige Monate lang in diesem Zustande und verursachen so schädliche Ausdünstungen, daß faulige und bösartige Fieber entstehen, zu welchen schon die natürliche

* Lejeune, S. 18.

Lage der Stadt einen großen Theil der Einwohner geneigt machen muß.

Man hat lange Zeit geglaubt, und glaubt es noch heute, daß es unmöglich sei, die Straßen mit Steinen zu pflastern, nicht sowohl wegen der Seltenheit dieses Stoffes, als weil der, aus weichem Tone bestehende Boden keine hinreichend feste Grundlage darbiete. Diese, unter den Eingebornen herrschende Meinung ist gewiß irrig und man kann keinen schlagendern Beweis dagegen anführen, als die von Steinen gebauten Landstraßen, welche Trajan und die Römer anlegten und die bis auf unsere Tage der zerstörenden Wirkung der Zeit widerstanden.

In einer gewissen Entfernung und auf einem erhöhten Punkte stellt sich die Stadt Bucharest auf eine sehr vortheilhafte Weise dem Blicke dar; das Gemisch der Häuser und Bäume und ihre zahlreichen Kirchen und kleineren Thürme geben ihr einen eigenthümlichen Reiz, aber sie gleicht mehr einer schönen Theaterverzierung, die von weitem gesehen, das Auge

ergeßt, in der Nähe aber nur als eine plumpe Sudelei erscheint.

Die große Anzahl der Kirchen in Bucharest verdankt ihre Entstehung der Eitelkeit der Fürsten und Reichen, die sie bauen ließen, um ihr Gedächtniß zu verewigen, und die Stifter haben nicht vergessen, ihre und ihrer Angehörigen Bildnisse darin aufhängen zu lassen. Die Kirchen sind sehr finster und die Wände mit schlechten Gemälden von Heiligen und deren Wunderthaten bedeckt. Man sieht darin nur einen Altar, der mit Vorhängen und einem Portikus von vergoldetem Holzwerk verdeckt ist. Längs der Wände laufen Bänke. Am Eingange sieht man die marmornen Grabmähler der Stifter, deren Nachkommen das ausschließende Vorrecht haben, in den Kirchen zu ruhen. Andere Leichen werden auf den angränzenden Kirchhöfen begraben.*

Vor ungefähr dreißig Jahren war es bei den Bojaren Sitte, zu reiten, wenn sie sich einander besuchten oder an den Hof gingen;

* Lejeune, S. 125 ff.

nur die Weiber der reichsten Bojaren fuhren. Seitdem aber hat die Mode zu fahren, so überhand genommen, und ist jetzt so allgemein, daß niemand von beiden Geschlechtern, der nur einigermaßen von Stande ist, selbst in der schönsten Jahreszeit, seine Thürschwelle verlassen würde, ohne zu Wagen zu sein. Die Bojaren fürchten, ihrer Würde etwas zu vergeben, wenn sie von ihren Beinen Gebrauch machen, und sie überlassen dem Pöbel die gemeine Sitte, zu Fuße zu gehen. Daraus folgt, daß die Straßen, die 18 bis 21 Fuß in der Breite haben, immer voll Wagen sind, und daß den unglücklichen Fußgängern häufige Unfälle begegnen.

Die gebräuchlichste Wagenart ist die deutsche Kalesche, und die Bojaren haben die Sitte eingeführt, sie mit den grellsten Farben zu schmücken. Da sie jedoch weit weniger Sorgfalt auf die Schönheit der Pferde, des Geschirres und der Kleidung ihrer Kutscher wenden, so ist es sehr gewöhnlich, in den Straßen einen Wagen mit glänzender Ver=

goldung zu sehen, den zwei armselige Mähren ziehen und ein Zigeuner in Lumpen lenkt.

Es gibt mehre Wagner in Buchareſt und Jaſſy, die Wiener Kutſchen aber werden den ihrigen vorgezogen, und koſten doch weit mehr. Die Bojaren bekümmern ſich wenig um die Dauerhaftigkeit derſelben und kaufen oft alte Wagen, die man ausgebeſſert hat, für neue, wobei reiche Verzierungen die einzige Eigenſchaft ſind, die den Preis beſtimmt; ſie ſind jedoch genöthigt, alle Jahre oder alle anderthalb Jahre einen neuen Wagen zu kaufen. Ueberdieß macht ihre eigene Sorgloſigkeit und die Faulheit, Unreinlichkeit und Nachläſſigkeit ihrer Kutſcher dieſe jährliche Ausgabe unvermeidlich.

Man findet keine Art von Miethwagen, und ſo ſind Reiſende oder andere Perſonen, die ſich nur kurze Zeit aufhalten, genöthigt, zu Fuße zu gehen. Eben ſo findet man ſelten beſondere Miethwohnungen und nur erſt ſeit kurzer Zeit iſt ein Gaſthof in Buchareſt angelegt worden, der ſehr gut eingerichtet und den Reiſenden ſehr nützlich iſt. Er gehört einem Deutſchen.

Man reis't in den beiden Fürstenthümern schneller, als in jedem andern Lande. Die Postanstalten sind gut eingerichtet; in jeder Richtung und von vier zu vier Stunden gibt es Stationen, die mit Pferden reichlich versehen sind. Indessen dürfen diejenigen, welche nach der Sitte des Landes mit der Post reisen, nicht die gewöhnlichen Bequemlichkeiten erwarten, welche man anderswo findet. Man versieht sie nur mit einer Art von Wagen, der dem durchsichtigen Kasten nicht unähnlich ist, worauf man in England das Halb-Porzellan fortschafft. Er ist auf vier kleine Räder mit hölzernen Nägeln befestigt und das Ganze ist nicht viel höher, als ein Schubkarren. Der Wagen wird mit Stroh gefüllt und der Reisende ist genöthigt, sich gerade in die Mitte zu setzen, indem er, so gut er kann, seine Beine in das Stroh vergräbt. Vier Pferde werden mit Stricken daran befestigt, die das ganze Geschirr bilden, und von einem Postillion gelenkt; sie fahren mit der größten Schnelligkeit und halten weder an, noch wird ihr Schritt langsamer, bis sie zum nächsten Posthause kommen.

Eine Viertelstunde vor diesem Hause verkündigt der Postillion seine Annäherung durch beständiges Knallen mit der Peitsche und sobald er ankommt, steht ein andrer Wagen zur Aufnahme des Reisenden bereit.

Die Bojaren und andere vornehme Einwohner des Landes reisen in ihren eigenen Wagen und mit der Schnelligkeit, die ihnen beliebt. Im Winter, wo der Schnee zwei Monate auf der Erde liegt, bedient man sich sowohl in der Stadt, als auf dem Lande gewöhnlich der Schlitten.

Die walachischen Pferde sind von einer eigenthümlichen Art; sie haben einen kleinen Wuchs und wenig Feuer, aber sie sind stark, thätig und fähig, die größten Beschwerden zu ertragen. Die moldauischen Pferde unterscheiden sich von ihnen nur durch höhern Wuchs. Die beßten Pferderacen in der Moldau ziehen die in Galizien angesiedelten Armenier, die sich hauptsächlich mit Rindvieh- und Pferdehandel beschäftigen, und in der Moldau Landgüter pachten, wo sie ihr Vieh mästen und ihre Stutereien halten. Die gewöhnlichen

Farben der moldauischen Pferde sind schwarz und braun. Sie leben immer im Freien. Im Sommer gehen sie auf die Weide, im Winter aber werden sie mit Heu gefüttert, das die Pferdezüchter einsammeln. Zu zehn Stuten wird gewöhnlich ein Hengst gesellt. Wenn zur Schneezeit die Wölfe die Heerden anfallen, rufen die Hengste durch ihr Wiehern die Stuten und Füllen schnell herbei. Die Füllen werden in die Mitte gestellt, und die Stuten bilden, die Köpfe nach dem Innern kehrend, den Kreis, während die Hengste rings umherlaufen, und mit Hufschlägen die Wölfe empfangen, die es wagen, die Heerden anzufallen. Die schönsten und kräftigsten asiatischen Pferde, die einige Jahre in Ställen gelebt haben, würden zu einer solchen Vertheidigung nicht fähig sein und noch weniger der Witterung trotzen können. Die Moldauer bedienen sich der asiatischen Hengste nur, um einige männliche Füllen zu erzeugen, die sie dann wieder als Beschäler gebrauchen, und die von diesem zweiten Geschlechte erzeugten Hengste sind schon völlig einheimisch und kön=

nen des Klima ertragen. Man hat bemerkt, daß ohne diese Vorsicht die, von türkischen und arabischen Hengsten erzeugten Pferde zwar schöner, als die einheimischen sind, aber gewöhnlich im sechsten Jahre allerlei Gebrechen bekommen. Die moldauischen Pferde werden so groß, daß sie zum Reiten und zum Vorspann dienen. Sie sind schön gebildet, feurig und gelehrig. Die Walachen haben ihre Pferderacen sehr vernachlässigt. Wie sie behaupten, ist es ihnen trotz aller Versuche nie gelungen, von moldauischen Hengsten und Stuten Pferde von gleicher Größe zu erhalten. Die kleinern walachischen Pferde sind übrigens feurig und können große Beschwerden ertragen. Nach Asien versetzt, werden moldauische und walachische Pferde besser.* Ungeachtet der türkischen Ausfuhrverbote, werden jährlich über 20,000 Pferde aus der Moldau nach Polen über Mohilow ausgeführt, wo viele Pferde für europäische Heere eingekauft werden.** Einige

* Lejeune, S. 32 ff.

** Lejeune, S. 60.

der reichsten Bojaren lassen ihre Pferde aus Rußland und Ungarn kommen, aber dieß sind nur Kutschpferde, denn die Bojaren haben eine solche Abneigung gegen jede Bewegung, welche die geringste Beschwerde verursacht, daß man wenige von ihnen reiten sieht. Man bemerkt daher in diesem Lande sehr selten schöne Reitpferde. Der Fürst ist der einzige, der einige besitzt, und diese werden nur von seinen Albaniern oder seiner Leibwache geritten.

VI.

Klima und dessen Einfluß. Erziehung der Bojaren. Schulen. Walachische Sprache. Die neugriechische Sprache. Kleidung, Musik und Volkstänze. Vergnügungen. Festtage. Gesellschaftliche Sitten. Heirathen. Scheidungen. Religion und Aberglaube. Ansehn der Kirche. Ihre Unabhängigkeit von der Patriarchal-Kirche zu Konstantinopel.

Die Nähe des schwarzen Meeres und des Hämus, oder Balkangebirges, auf der einen Seite, und auf der andern die Nähe der Karpathen, machen das Klima der beiden Fürstenthümer unbeständig, und bringen plötzliche Veränderungen der Witterung hervor. Der Nord-Ost-Wind macht, selbst mitten im Sommer die Luft so kalt, daß sich die Einwohner wärmer kleiden müssen. Der Südwind bringt schönes Wetter und Wärme mit, aber gewöhnlich ohne lange Dauer. Es regnet viel im Sommer und in den Monaten Junius

und Julius ist der Regen von Gewittern und Sturmwind begleitet, die täglich gegen Abend zu derselben Stunde wiederkehren. Die Wärme des Sommers beginnt plötzlich in den ersten Tagen des Mai's, so daß die Reize eines regelmäßigen Frühlings hier wenig bekannt sind. Nach diesen Regengüssen wird der Himmel alsbald hell und heiter. Wenn zu Anfange des Sommers die Hitze schnell eintritt und der Südostwind weht, entstehen furchtbare Ueberschwemmungen der Donau und der andern Flüße in den beiden Fürstenthümern. Der feuchte und warme Südwind schmelzt plötzlich den Schnee, wodurch, in Verbindung mit dem häufigen Regen, die Flüsse angeschwellt werden, die sich in die Donau ergießen. Zur selbigen Zeit herrscht der Südostwind im Archipelagus, und wird so heftig im Bosporus, daß er einen beträchtlichen Theil des Wassers, welches gewöhnlich aus dem schwarzen Meere durch jenen Kanal abfließt, zurückdrängt oder doch im Gleichgewichte hält, daher muß die Donau zurückströmen oder anschwellen, und die zu ihrem Gebiete gehörenden Flüsse

überschwemmen das Land und bilden oft große Seen. Solche Unfälle würden in einem bevölkerten oder gesitteten Lande ein unvermeidliches Unglück bringen, oder doch sehr nachtheilig werden, in den Fürstenthümern aber, wo es ausgedehnte Ländereien, und bei dem Mangel aller Aufmunterung zum Ackerbau, eine geringe Bevölkerung gibt, fühlt und fürchtet man sie weniger. In den Gebirgen hat das Schmelzen des Schnees eine andere, nicht minder furchtbare Wirkung. Das, durch die Felsen in das Innere der Erde sickernde Wasser füllt die Höhlen und Spalten, die es auf seinem Wege findet, erreicht den Felsen oder die Erde und wenn diese Masse ein Vorgebirge ist, stürzt sie in das Thal und richtet große Verheerungen an. Im Julius ist die Hitze gewöhnlich am drückendsten, die Nacht aber immer frisch und beinahe kalt. Im September gibt es wieder Regen. Vom Oktober bis um die Mitte des Novembers hat man das schönste Wetter. Die Luft ist angenehm, der Himmel klar und heiter. Die schönsten Tage des Jahres beginnen zu Ende des Septembers und

dauern zuweilen bis zu Ende des Novembers. Die Nächte sind jedoch außerordentlich kalt und ungesund, und Reisende, welche sich nicht gegen ihren schädlichen Einfluß mit Flanell und warmer Kleidung schützen, setzen sich der Gefahr aus, von mehren Fieberarten und empfindlichem Seitenstechen befallen zu werden. Ein ungestümer Nordwind, Crivas genannt, verkündigt den Winter. Er weht drei bis neun Tage und bringt viel Schnee, der gewöhnlich vier Fuß hoch fällt. Alsdann tritt Frost ein und in der Nähe der Gebirge ist die Kälte oft so heftig, daß der Boden Risse bekommt, wie im heißesten Sommer.* Der Winter ist immer lang und langweilig. Der rauheste Theil des Winters beginnt in den ersten Tagen des Dezembers und derselbe Kältegrad dauert mit wenig Veränderung bis zur Mitte des Februars, alsdann folgt eine feuchte und ungesunde Witterung, die bis zum Mai anhält. Die Donau und alle Flüsse, welche durch die Fürstenthümer strömen, bleiben sechs

---

* Lejeune, S. 8 ff.

Wochen hindurch gefroren, und das Eis ist stark genug, das schwerste Geschütz tragen zu können. Während der Monate Januar und Februar schneit es, und dann bedient man sich zum Verkehre der Schlitten. Die Luft ist, jener vorübergehenden Erscheinungen ungeachtet, im Ganzen gesund. Chronische Krankheiten kennt man kaum. Gallenfieber sind zwar häufig, jedoch den Einheimischen weniger verderblich, zumal, wenn man der Natur die Heilung überläßt. Findet man jedoch bei all diesen Vortheilen die Bewohner, besonders in der Walachei, schon im sechzigsten Jahre als schwache Greise, die selten siebzig Jahre alt werden, so ist die Ursache dieser Erscheinung in den Sitten des Volkes zu suchen. In der Moldau, die nördlicher liegt und einen sehr ungleichen Boden hat, sind die Jahrzeiten nicht so regelmäßig, als in der Walachei. Regen ist häufiger und für die Früchte schädlicher, der Schnee tiefer, der Winter länger und härter und oft sieht man noch im April Schnee.*

---

* Lejeune, S. 10 ff.

Das unbeständige Klima, der feuchte Boden und die Menge von Sümpfen, welche sich in den Fürstenthümern finden, haben sichtbaren Einfluß auf die verschiedenen Thierarten, welche hier einheimisch sind, so wie auf das Pflanzenreich. Die Bären, Wölfe und Füchse sind von furchtsamer Natur, und kaum hat man Gefahr von ihnen zu fürchten, wenn sie nicht in zahlreichen Schaaren kommen, was während der kalten Winternächte oft der Fall ist.

Die Hausthiere sind ebenfalls durch ihre Sanftmuth ausgezeichnet. Das Fleisch des Ochsen, des Schweins, des Hammels, des Wildprets und des Geflügels ist ziemlich geschmacklos. Die Pflanzen haben wenig Wohlgeschmack und die Blumen fast gar keinen Duft.

Der Mensch endlich, das erste Werk der Natur, isi hier plump und schwerfällig, er hat weder heftige Leidenschaften, noch einen kräftigen Charakter und zeigt eine natürliche Abneigung gegen alle Anstrengung des Körpers oder des Geistes. Es können zwar moralische Ursachen diese Wirkungen auf die menschliche

Maschine äußern, aber in diesem Lande wirken physische Ursachen, wenigstens mit eben so großer Kraft, als moralische. Man bemerkt indeß einen auffallenden Unterschied zwischen den Bewohnern der Ebenen und den Gebirgleuten. Jene sind kleiner, schwächer und leben nicht so lange, als diese. Die Ueberschwemmungen, die minder reine Luft, die unterirdischen Wohnungen, die Bedrückungen von Seiten der Regierung und die Plackereien der durchziehenden Türken, welchen sie mehr, als andere ausgesetzt sind, endlich die sehr verbreitete Lustseuche und die große Unreinlichkeit bei beiden Geschlechtern, alles muß dazu beitragen, ihre Lebensdauer abzukürzen. In den Gebirgen hingegen findet man wohlgebildete und kräftige Menschen, besonders aber unter den adeligen Dorfbewohnern. *

Die Erziehung der Bojaren beschränkt sich gewöhnlich darauf, daß sie ihre Landessprache und das Neugriechische lesen und schreiben

* Lejeune, S. 141. Auch er ist der Meinung, daß die Bojaren von rein slavischer Abkunft sind. Ld.

lernen. Einige von ihnen, aber nur eine kleine Zahl, verbinden mit diesem unbedeutenden Unterrichte die Anfangsgründe der französischen Sprache, welche durch russische Offiziere bei ihnen eingeführt worden ist. Viele verstehen und sprechen französisch, ohne weder mit der Grammatik, noch der Rechtschreibung dieser Sprache bekannt zu sein. Können einige Bojaren geläufig, wiewohl unvollkommen, von einem oder zwei alten oder berühmten Schriftstellern sprechen und ein paar schlechte Reimverse machen, so nennen sie sich Gelehrte und Dichter, und werden von ihren Mitbürgern angestaunt und für geschickte Männer und höhere Geister angesehen. Eine entschiedene und frühzeitige Neigung für Wissenschaften und Gelehrsamkeit findet hier wenig Aufmunterung und im reiferen Alter lassen diejenigen, welche Geschicklichkeiten hätten erwerben können, durch die Lockungen des Ehrgeizes, durch die kleinlichen Ränke des Hofes und durch die vielen Gelegenheiten, in Liebesabenteuer verwickelt zu werden und sich den Vergnügungen hinzugeben, sich verleiten, jede andere Beschäftigung bei Seite zu setzen.

Seit mehren Jahren sind öffentliche Schulen in Bucharest und Jassy errichtet worden. Sie werden auf öffentliche Kosten unterhalten und haben Lehrer für die walachische, für die alte und neue griechische Sprache und für Schreiben und Rechnen. Jede dieser Schulen besitzt jetzt gegen zweihundert Zöglinge, die fast alle Kinder von niederen Bojaren oder Kaufleuten sind. Die Kinder der vornehmen Bojaren werden zu Hause von Lehrern erzogen, welche gewöhnlich griechische, in den Fürstenthümern geborene Priester sind, meist Mönche, die ihre Klöster verlassen, oder durch solche Anstellungen Gelegenheit erhalten haben, dem Ordenszwange zu entgehen. Die Erziehung der Mädchen ist nicht besser, als die der Knaben; sie ist oft noch unvollkommener, weil man sie frühzeitig zu verheirathen pflegt. In neuern Zeiten wurden jedoch von den angesehensten Bojaren-Familien häufig auch französische oder deutsche Lehrer gesucht und der Unterricht der Mädchen wurde Lehrerinnen anvertraut, die man aus Wien oder Süddeutschland kommen ließ und gut bezahlte. Der griechische Lehrer

hat in solchen Fällen bloß den Unterricht in der Religion und in der griechischen Sprache.*

Die jungen Leute beider Geschlechter werden indeß nicht gehörig in ihrer Religion unterrichtet; nur im Laufe des Lebens erlangen sie einige Kenntnisse davon und ihre religiösen Grundsätze richten sich ganz nach dem Beispiele des Geschlechts, dessen Nachkommen sie sind.

Der Zustand der Dinge, der natürlich aus dem Umstande hervorgehen muß, daß es allem, was zur Vervollkommnung der Bildung dient, an Aufmunterung von Seiten der Regierung fehlt, wirkt der geistigen Entwickelung dieses Volkes entgegen und hat den nachtheiligsten Einfluß auf seinen sittlichen Charakter. Zwar haben die Bojaren, wenn sie für große Tugenden nicht leicht empfänglich sind, auch keinen ausgezeichneten Hang zum Laster, indessen sind sie mit letzterm durch die eingeführten Vorurtheile, welche bei der allgemeinen Unwissenheit tiefe Wurzeln geschlagen haben, und durch

* Lejeune, S. 145 — 146.

die überall herrschende sittliche Verderbtheit nur zu sehr bekannt geworden. Geld ist ihre einzige Triebfeder; das allgemeine Mittel zur Erlangung desselben aber ist nicht thätige Betriebsamkeit, und ihre Habsucht wird durch keinen Gewissenzweifel gehemmt. Gewohnheit hat sie zu Plünderungen geführt und in einem Lande, wo schändliche Handlungen sogar Aufmunterung empfangen, und wo die Raubsucht, wenn sie glücklich ist, als ein Beweis von Geschicklichkeit und Behendigkeit angesehen wird, muß das Verderbniß der Grundsätze bald allgemein werden.

Die Verschwendung der Bojaren gleicht ihrer Begehrlichkeit. Sie werden bald von Prahlsucht, bald von Geiz beherrscht. Sie bekümmern sich um ihre eigenen Geschäfte nicht viel und mit Ausnahme Weniger, die klüger, als die Uebrigen sind, lassen sie dieselben gewöhnlich in der größten Unordnung. Um sich die Mühe zu ersparen, ihre Geldgeschäfte zu ordnen, übergeben sie dieselben ihren Verwaltern, welche sich auf Kosten und zum großen Nachtheil der Bojaren zu bereichern suchen.

Manche haben mehr Schulden, als sie mit ihrem ganzen Vermögen bezahlen können, aber ihr persönliches Ansehn leidet dabei nicht und ein solcher mißlicher Zustand verursacht ihnen nicht die mindeste Besorgniß. Ihr Adelsrang schützt sie vor den Verfolgungen ihrer Gläubiger und die Hoffnung, einträgliche Aemter zu erlangen, deren Ertrag sie in Stand setzen könnte, ihre Geschäfte zu ordnen, muntert sie zur Verschwendung auf. Einige brauchen ihre Herzensangst zum Vorwande, um häufig Aemter zu verlangen, und wenn die Klagen der Gläubiger den Fürsten bewogen haben, sich ins Mittel zu schlagen, erklären sie, daß es ihnen unmöglich sei, ihre Schulden zn bezahlen, wenn sie nicht eine einträgliche Stelle erhielten; das Amt wird endlich erlangt, aber die Schulden werden nicht bezahlt. Wenn auf ihre Güter Beschlag gelegt werden soll, machen sie tausend Versuche, zu beweisen, daß ihr Vermögen erheirathet sei, und hindern auf diese Weise, da die Gesetze das Eigenthum der Weiber verschonen, den öffentlichen Verkauf ihrer Güter.

Die moldauische und walachische Sprache besteht aus einer verderbten Mischung fremder Wörter, deren ursprüngliche Rechtschreibung und Aussprache beträchtlich verändert sind. Die Grundzüge dieser Sprache sind das Lateinische, welches eine Hälfte ihrer Bestandtheile ausmacht und das Slavische, das mit griechischen, gothischen und türkischen Wörtern vermischt, die andere Hälfte bildet. Viele der aus dem Lateinischen abstammenden Wörter, sind den heutigen italienischen Formen ähnlich, und da die Geschichte von einer nähern Verbindung zwischen den Walachen und den neuern Italienern nichts berichtet, so scheint man annehmen zu dürfen, daß sich jene Formen aus der frühern römischen Volksprache (**Romana rustica**) eben so gut unter den Walachen, als in Italien gebildet haben können, was schon früh der Fall gewesen seyn muß, als die Walachen zwischen der Donau und dem Balkan wohnten. Während mehrer Jahrhunderte hatten sie keine eigenthümlichen Buchstaben, sondern bedienten sich der, im neunten Jahrhunderte von Cyrillus, dem Bekehrer der

Bulgaren erfundenen, der griechischen nachgebildeten, slavonischen Schrift. Die der walachischen Sprache eigenen Buchstaben, die weder im Griechischen noch im Slavonischen bekannt sind, wurden wahrscheinlich von den Walachen selbst erfunden und den übrigen cyrillischen Schriftzeichen hinzugefügt, als sie anfingen, ihre Sprache zu schreiben. Dieß geschah erst um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts, in der Moldau unter dem Fürsten Basilius Lipul, dem Albanier, der sich die Verbesserung der Schulen angelegen sein ließ, und in der Walachei unter dem Woiwoden Scherban Cantacuzen (von 1679 bis 1688) der durch den Erzbischof Theophilus die Bibel in die walachische Sprache übersetzen und in der, von ihm zu Buchareſt angelegten Druckerei 1688 herausgeben ließ, für die Beschreibung der Landesgeschichte sorgte und die Bojaren ermunterte, ihre Kinder in den, von ihm verbesserten Schulen unterrichten zu lassen. *

* Vergl. Sulzer, II. 153. ff. und von Engel in s. Gesch. d. Moldau und Walachei, 1te Abth. S. 329.

Im achtzehnten Jahrhunderte trug Constantin Mavrocordato besonders bei, die Bildung der walachischen Sprache zu befördern, und obgleich die Pressen zu Bucharest, Rimnik und Jassy nicht viel mehr als Kirchenbücher und Gebete geliefert haben, so sind doch in neueren Zeiten von einzelnen Gelehrten mehre Schriften verschiedenen Inhalts in das Walachische übersetzt worden.

Das von den Hospodaren eingeführte Neugriechische ist die Hofsprache; die Bojaren verstehen es vollkommen, und es ist beinahe ihre Muttersprache geworden. In der Walachei wird es reiner gesprochen, als in jedem andern Lande. In einigen Gegenden Griechenlands hat man mehre Mundarten angenommen, die zum Theil nur wenig Verwandtschaft mit dem Altgriechischen haben, während in andern Gegenden die meisten Wörter so entstellt sind, daß ihr Ursprung schwer zu erkennen ist. Das in der Walachei gesprochene Griechische ist wenig vom Altgriechischen verschieden. Die Moldauer bedienen sich desselben weniger, und die Erlernung der französi=

schen und anderer fremden Sprachen ist bei ihnen gewöhnlicher.

Die volkthümliche Kleidung der Bojaren ist wenig von derjenigen verschieden, welche den Türken der vornehmsten Klasse eigen ist, mit Ausnahme des Turbans, statt dessen sie eine außerordentlich große Mütze tragen, die Kalpack heißt, von Astrakanpelz gemacht ist und die Form einer Birne hat. Diese Mütze, welche in ihrer ganzen Länge hohl ist, hat in ihrer größten Breite einen Umfang von drei Fuß und eine verhältnißmäßige Höhe; sie ist im Ganzen ein sehr häßlicher und lächerlicher Kopfputz, der gar nicht mit der Schönheit und dem Reichthume der übrigen Kleidung übereinstimmt.

Die Frauen der Bojaren kleiden sich ganz nach europäischer Sitte, aber sie verbinden diese Mode mit morgenländischem Reichthume und einem Ueberfluße an Zierrathen. Unter den vornehmen Frauen, wie unter den Männern, ist der Kleideraufwand ungemein groß, und wird manchen Familien verderblich. Die Frauen erhalten jährlich zu Ostern, Weihnach=

ten und am Feste der Himmelfahrt Mariä neue Kleider und Pelze, die große Summen kosten. Der sechsjährige Aufenthalt der Russen in den Fürstenthümern bis zum Jahre 1812 hat, wie überhaupt auf die Verdrängung mancher alten Sitten und Gewohnheiten, besonders auch auf die Tracht der vornehmen Frauen einen auffallenden Einfluß gehabt, und deutsche und französische Moden sind unter ihnen jetzt immer gewöhnlicher geworden.* Die Frauen sind im Ganzen nicht sehr schön, aber dieser Mangel an Schönheit wird gewöhnlich durch große natürliche Anmuth, durch eine muntere Laune und einen ausgezeichnet schlanken Wuchs ersetzt.

Die walachische Musik hat einige Aehnlichkeit mit der Musik der neueren Griechen, wiewohl sie regelmäßigere Takte hat und wohlklingender ist. Ihr musikalischer Stil hat wenig Verschiedenheit und bewegt sich einförmig bloß in Molltönen. Einige ihrer Melodieen würden eine gute Wirkung hervorbringen,

---

* Lejeune, S. 144 — 147.

wenn sie mit Zartgefühl und angemessenem Ausdrucke gespielt würden. Die gebräuchlichsten Instrumente sind die gewöhnliche Geige, die Panflöte und eine Art von Guitarre oder Laute, die dem Lande eigenthümlich ist. Die Orchester bestehen aus diesen drei Arten von Instrumenten, welche alle die erste Stimme ohne Begleitung spielen. Man braucht sie nur an Festtagen und bei Belustigungen. Die Bojaren, welche keine entschiedene Neigung zur Musik haben, lernen sie nie, und ihre Zigeuner-Sklaven beschäftigen sich allein damit. Ihre Frauen lieben jedoch die deutsche Musik, und mehre von ihnen spielen Klavier, erreichen aber aus Mangel an Ausdauer nie einen Grad von Vollkommenheit, und da es keinen Wetteifer gibt, so haben sie auch keinen Trieb zur Ausdauer.

Der Tanz, welcher einst bei allen Klassen üblich war, und den jetzt nur das Volk kennt, ist von ganz eigenthümlicher Art. Funfzehn oder zwanzig Personen von beiden Geschlechtern fassen sich bei der Hand, bilden einen großen Kreis und bewegen sich unaufhörlich

mit langsamen Schritten in der Runde hin und her. Die Männer beugen zuweilen ihre Kniee, als wollten sie den Takt angeben und blicken schmachtend zur Rechten und zur Linken auf ihre Tänzerinnen, deren Hände sie halten. Die Mode hat seit einer Reihe von Jahren diesen Tanz aus den Kreisen guter Gesellschaft verbannt, und die englischen Contretänze, die Walzer und das polnische Mazurka eingeführt. Die meisten Frauen tanzen diese gut, die Männer aber ziemlich schlecht, indem ihre Kleidung ihnen nicht erlaubt, darin etwas zu leisten. Es giebt wenig Abwechselung in den täglichen Beschäftigungen und den Vergnügungen der Bojaren. Diejenigen, welche keine Stellen in der Regierung bekleiden, leben in völligem Müßiggange oder suchen sich die Zeit damit zu vertreiben, daß sie sich gegenseitig Besuche machen. In der Walachei bekümmern sie sich wenig um die Verwaltung ihrer Güter und anderer besonderen Angelegenheiten, die nicht mit öffentlichen Aemtern in Verbindung stehen, und oft werden ihre schönsten Ländereien gänzlich vernachläßigt oder

feilen Verwaltern anvertraut, die sich mit ihrer Beute bereichern. Sie besuchen selten ihre Güter, und wenn sie Pächter finden, die ihnen den Gesammtbetrag des Zinses voraus bezahlen wollen, so verpachten sie dieselben weit unter ihrem wirklichen Werthe. Sie lassen schöne Landhäuser bauen, ohne die Absicht zu haben, sie je zu bewohnen, und so zerfallen diese in wenigen Jahren wieder in Trümmer. Die herrlichsten Gegenden in ihrem schönen Lande haben nicht die Macht, sie anzuziehen, und selten entfernen sie sich aus der Stadt, welche Jahreszeit es auch sein möge.

In der Moldau sind die Bojaren, wie in der Walachei, die großen Gutsbesitzer. Sie wenden aber weit mehr Sorgfalt und Zeit auf die Verbesserung ihrer Güter, welche die vorzüglichste Quelle ihrer Reichthümer sind. Die Landeinkünfte einiger der Reichsten belaufen sich auf zwei bis dreimal hundert tausend Piaster, und wenn sie zu öffentlichen Beamten ernannt werden, so geschieht dieß gewöhnlich ohne ihr Ansuchen.

Während des Winters bestehen die vor-

züglichsten Vergnügungen der Bojaren zu Bucharest darin, daß sie in öffentliche Klubs gehen, welche nach Art der Maskenbälle in Wien eingerichtet sind. Man hält hier drei bis viermal in der Woche Maskenbälle, die viele Menschen anlocken. Außer diesen gibt es noch Klubs für verschiedene Klassen der Gesellschaft; der vorzüglichste, woran der Hof und die vornehmsten Bojaren Antheil nehmen, ist der adelige Klub. Er wird gegen das Ende der Fastnachtzeit von vielen Leuten besucht, und obgleich sein Name eine Auswahl andeutet, die keine gemischte Gesellschaft duldet, so werden doch alle Klassen unter der Maske eingelassen. Die Vornehmen tanzen hier nicht, wenn sie nicht maskirt sind, sondern spielen Pharao und andere Spiele, deren der Klub eine große Menge darbietet.

Man gibt auch zuweilen Privatbälle, doch kennt man keine andre Art von gewöhnlichen Abendgesellschaften. Die Einladekarten sind keine gebräuchliche Förmlichkeit, da die Tische und Häuser der Bojaren zu jeder Zeit ihren Freunden und Bekannten offen stehen.

Die Sommerabende bringt man gewöhnlich an einem Orte zu, der Hellesteo heißt. Es ist ein, etwa eine halbe Stunde von Bucharest gelegener See; die Gesellschaften wandeln oder sitzen zwei bis drei Stunden an seinen Ufern. In der Nähe des besuchtesten Platzes gibt es ein Kaffeehaus, wo man Eis und andere Erfrischungen findet. An Sonntagen steigt die Zahl der Wagen, die hieher kommen, zuweilen auf beinahe sieben hundert. Die Menge feiner Herren und die mit Geschmeide bedeckten und geputzten Frauen, die sich hier sehen lassen, bilden ein heiteres und glänzendes Schauspiel. Die Spaziergänge sind nicht von Bäumen beschattet, und die einzige Annehmlichkeit, welche sie darbieten, ist eine weite Aussicht ins Freie.

Eine halbe Stunde von Hellesteo befindet sich ein schönes Wäldchen, Banessa genannt, wohin sich zuweilen Gesellschaften begeben. Es gehört einem Bojaren, Namens Wakareskul, und bildet eine Art von Park für sein Landhaus, das dahinter liegt. Er läßt es nicht nur für Jedermann offen, sondern spart auch

keine Kosten, alle möglichen Verschönerungen anzubringen, um es den Besuchern angenehmer zu machen. Seine Gattinn und er empfangen hier ihre Freunde auf die zuvorkommendste Weise.

Alle Gesellschaften brechen von hier zu derselben Zeit auf, um in die Stadt zurückzukehren, und die unabsehbare Reihe der Wagen erhebt mächtige Staubwolken, zum großen Nachtheile des Putzes der Damen. Einige Männer bringen den Rest des Abends damit zu, in den Hauptstraßen spazieren zu reiten oder zu gehen, andere versammeln sich in verschiedenen Häusern, um Karten zu spielen.

Im Winter beschränken sich die Nachmittagspaziergänge auf die Straßen der Stadt, und die Schlitten sind hier eben so zahlreich und prächtig, als die Wagen in der schönen Jahreszeit.

Im Jahre 1819 kam eine deutsche Schauspielergesellschaft nach Bucharest und nach einigen Vorstellungen wurde sie aufgefodert, in dieser Stadt ein ordentliches Theater zu errichten. Sie spielte deutsche Opern und ins

Walachische übersetzte Lustspiele. In den ersten zwei oder drei Monaten zog sie einen Haufen Neugieriger aus allen Klassen an, die ohne Ausnahme ein wahres Vergnügen an dieser neuen Art von Belustigung zu finden schienen, als aber der Reiz der Neuheit vorüber war, unterhielten nur noch die Bojaren erster Klasse und die fremden Consuln diese Anstalt, mehr um einen gesellschaftlichen Sammelplatz zu finden, als um sich an den Vorstellungen zu ergötzen.

Der Weihnachttag, das Neujahr, der Geburttag des Fürsten und einige andere Festtage sind vorzüglich zu feierlichen Besuchen bei Hofe bestimmt. Von neun Uhr früh bis ein Uhr Nachmittags sitzen der Fürst und die Fürstinn, von Gold und Edelsteinen glänzend, am Ende eines sehr langen Sopha's und empfangen die Huldigungen all derjenigen, welche das Recht haben, ihnen die Hände zu küssen. Die Consuln, ihre Gattinnen und die zu ihrem Gefolge gehörenden Beamten, sind die einzigen, welche es für schicklich halten, sich von dieser Ehre auszuschließen. Niemand sonst

ist davon frei, und niemand kann an Galatagen bei Hofe erscheinen, ohne die Höflichkeitsitte befolgt zu haben. Die Gattinnen der Bojaren haben das Recht, sich in Gegenwart des Fürsten und der Fürstinn zu setzen; sie erhalten einen Sitz nach dem Range oder dem Amte ihrer Gatten, die alle ohne Ausnahme genöthigt sind, in ehrfurchtvoller Stellung stehen zu bleiben. Bei solchen Gelegenheiten ist das Gedränge ungeheuer; alle Außenzimmer und der Audienzsaal sind mit Besuchern angefüllt. Es ist Sitte, am ersten Tage des Jahres der Hofdienerschaft Geschenke zu machen; sie erhält keinen andren Lohn für ihre Dienste. Die Unordnung und Verwirrung, welche durch diese gierigen Harpyen verursacht werden, sind schwer zu beschreiben und stehen wenig im Einklange mit der Anstandsitte eines Hofes, der die Huldigung verlangt, welche er fodern zu können glaubt.

Es gibt ungefähr zweihundert und zehn Feiertage im Jahre, und die Einwohner beobachten sie streng, wenigstens, was die Enthaltung von aller Arbeit betrifft. Obgleich

während eines so großen Theils des Jahres nichts in der öffentlichen Verwaltung gethan wird, so haben doch die Beamten noch vierzehn Tage zu Ostern und während der heißesten Tage des Jahres, Ruhezeit. Während dieser, einem verderblichen Müssiggange gewidmeten Tage, ist es die Hauptbeschäftigung der Bojaren, Zeitvertreib zu suchen, und die niederen Klassen gehen in Weinhäuser, die mit feilen Dirnen angefüllt sind, welche die Kunden locken sollen und mit dem Laster die schrecklichste aller Krankheiten verbreiten, von welcher das menschliche Geschlecht befallen werden kann. Die Anzahl dieser Weiber ist in Buchareſt so groß, daß der letzte Aga oder Polizei-Director dem Fürsten vorschlug, jeder derselben eine Abgabe aufzulegen, die ihm ein neues Einkommen von einigen hunderttausend Piastern verschaffen könnte. Sonderbar ist es, daß dieser Vorschlag nicht zur Ausführung kam, da er doch wahrscheinlich keine Hindernisse gefunden haben würde.

In dem Betragen der walachischen Bojaren ist nicht viel Feinheit zu finden. Ihre Unter-

haltung dreht sich nur um Gegenstånde der gemeinsten und unzůchtigsten Art. Die Gegenwart von Frauen legt ihnen keine Zurückhaltung auf.

Die zur Gewohnheit gewordene Unthåtigkeit, in welcher beide Geschlechter leben, ihre Abneigung gegen alle ernste Beschåftigung, und die Freiheit, welche sie haben, sich ohne Zwang zu sehen, bringen viele heimliche Verbindungen hervor, und eheliche Treue ist nur ein leeres Wort.

Viele andere Gewohnheiten tragen noch zu den håuslichen Unordnungen bei, die in den meisten Familien herrschen. Die Aeltern, zu welcher Klasse sie auch gehören mögen, verheirathen nie ihre Töchter, ohne ihnen eine Mitgabe auszusetzen, die mit ihren eignen Mitteln nicht im Verhåltniß steht, zum großen Nachtheil ihrer Söhne, welche, da sie ohne gewisses Vermögen sind, die Heirath als ein Mittel betrachten, sich dasselbe zu verschaffen, und sie folglich zu einem Gegenstande der

Berechnung machen. Man bekümmert sich weder um die Zuneigung, noch um die Achtung, welche eine Gattinn einflößen kann, sondern nur um das Geld, das sie mitbringen muß. Hat eine Tochter das Alter von dreizehn oder vierzehn Jahren erreicht, so fangen die Aeltern an, ihr einen Gatten auszusuchen. Sie warten nicht, bis man um sie anhält, sondern bieten oft, zwei oder drei Männern auf einmal, die Hand ihrer Tochter zuerst an, indem sie ihnen den Betrag und die Gattung des Heirathgutes angeben, das sie ihr zu bestimmen Willens sind. Die Foderung einer größern Aussteuer wird der Gegenstand einer wirklichen Unterhandlung; man vereinigt sich endlich mit demjenigen, der am wenigsten zu verlangen scheint. Nie fragt man bei diesen Gelegenheiten nach den Neigungen der Töchter; eine große Ungleichheit des Alters oder persönliche Mängel des künftigen Gatten scheinen nicht geeignet, zum geringsten Einwurfe Anlaß zu geben. Die Verlobte hat oft den Mann nie gesehen, den ihre Aeltern gewählt haben, und bei ihrem Alter unfähig, sich einen

Begriff von der Ehe zu machen, fügt sie sich gleichgiltig ihrem Willen. Einige Zeit nach der Heirath ist sie vollkommen Herrinn über ihre Handlungen; die Sorge für ihre häuslichen Geschäfte überläßt sie gänzlich ihren Leuten und bekümmert sich nie darum. Von ihrem Gatten vernachlässigt und im vollen Besitze der Freiheit, über ihre Zeit nach Belieben zu verfügen, knüpft sie vertraute Verbindungen mit Weibern an, die mehr Weltkenntniß haben, als sie. Der Reiz des Vergnügens und des gesellschaftlichen Lebens wird zu stark, als daß sie ihm widerstehen könnte, und das Beispiel Anderer, in Verbindung mit den zahlreichen Versuchungen, von welchen sie umgeben ist, führt früher oder später den Fall ihrer Tugend herbei. An die Stelle der Eintracht, die zwischen ihr und ihrem Gatten hätte bestehen können, tritt Abscheu; es folgt häuslicher Zank und zuweilen wird sie mit Schlägen nicht verschont. Ihre Lage wird endlich unerträglich; sie verläßt das Haus ihres Gatten, dringt auf gerichtliche Scheidung und diese wird gewöhnlich gestattet, so nichtig auch

ihre Beweggründe nach dem wahren Sinne des Gesetzes sein mögen. Ihre Aussteuer wird ihr zurückgegeben und setzt sie in Stand, für sich zu leben oder einen andern Gatten zu nehmen, wenn sie noch Neigung zur Ehe fühlt. Die Wahl hängt jetzt von ihr ab, aber einmal an Zerstreuung gewöhnt, bleibt sie ihrem zweiten Gatten selten treuer, als sie dem ersten gewesen ist.

Die Kirche der Moldau und Walachei ist unter allen griechischen kirchlichen Gemeinen die einzige, welche die Scheidung gestattet, oder vielmehr die einzige, welche die Macht mißbraucht, sie zu gewähren; ein Recht, das nur dem Patriarchen von Konstantinopel für ganz besondere Fälle zusteht, und wovon er nie Gebrauch macht. In den Fürstenthümern wird das Urtheil der Scheidung so oft ausgesprochen, die angeführten Beweggründe sind zuweilen so unbedeutend, daß der Ruf einer Frau nie dabei leidet, und das Zartgefühl der Männer ist nicht so groß, daß sie Bedenken tragen sollten, sie zu heirathen, von

welcher Art auch der Beweggrund gewesen sein möge, der die Frau zur Scheidung veranlaßt hat. Es gibt wenig Familien in Bucharest, die lange Zeit einer ununterbrochenen häuslichen Eintracht sich erfreut hätten, und noch wenigere, die nicht ein Mitglied aufweisen könnten, das zur Klasse der Geschiedenen gehört. Vor einiger Zeit wünschte eine vornehme Walachinn, die ihrem Gatten nur ein mäßiges Vermögen mitgebracht hatte, ihre Wohnung in eine der Hauptstraßen der Stadt zu verlegen. Sie drang in ihren Gatten, seine gewöhnliche sparsame Lebeweise zu verlassen, sein Landgut zu verkaufen, dessen Einkünfte ihm seinen ganzen Unterhalt gewährten, und ein schönes Haus in jener Straße zu kaufen. Der Mann, verständiger als seine Frau, weigerte sich, ihre thörigen Foderungen zu befriedigen; das wüthende Weib verließ sein Haus, und verlangte kurz darauf die Scheidung, welche ihr gewährt wurde. Diese Frau, die sich seitdem nicht wieder verheirathet hat, besaß den Ruf großer Frömmigkeit, der ihr auch geblieben ist.

Kurze Zeit nach diesem Ereignisse verliebte sich ein junger Bojar, gegen die Gewohnheit, in ein schönes Mädchen von seinem Stande und seinem Alter. Die Aeltern beider jungen Leute willigten in ihre Verbindung, die mit großen Lustbarkeiten gefeiert wurde. Das Paar ward als das einzige im Lande betrachtet, welches sich aus lebhafter und gegenseitiger Zuneigung verbunden hatte. Zu Ende des ersten Jahres wurde der Gatte plötzlich von einer Brustkrankheit befallen, und er trennte sich, nach dem Rathe der Aerzte, auf eine Zeitlang von seiner Gemahlinn und reis te nach Wien, um sich von den geschicktesten Heilkünstlern behandeln zu lassen. Als er sich nach einer Abwesenheit von anderthalb Jahren vollkommen wieder hergestellt fand, eilte er nach Buchareſt zurück, voll Ungeduld, seine Gattinn wiederzusehen; er hatte ihr ununterbrochen geschrieben, aber ihre Briefe waren seit einiger Zeit seltener geworden. Bei seiner Ankunft fand er in seinen häuslichen Verhältnissen die überraschendste Veränderung. Seine Frau war wieder zu ihren

Aeltern gegangen und weigerte sich, ihn zu sehen. Sie hatte bereits eingewilligt, einen Andern zu heirathen. Ihr Vater, der Haupturheber ihres plötzlichen Entschlusses, hatte die zweite Heirath abgeschlossen, weil sie seinem Vortheile angemessener schien.

Der rechtmäßige Ehemann suchte auf alle erdenkliche Weise wieder zum Besitze seiner Gattinn zu kommen, aber er wurde nicht angehört und die Regierung wollte sich nicht ins Mittel schlagen. Der Erzbischof sprach die Scheidung aus, und obgleich des Gatten verweigerte Genehmigung die Handlung ganz gesetzwidrig machte, so fand doch die zweite Heirath statt. Der Erzbischof verrichtete persönlich die Trauung, und man stellte bei dieser Gelegenheit öffentliche Freudenfeste an. Was die Sache noch merkwürdiger machte, war der Umstand, daß der zweite Mann schon eine Frau gehabt hatte, von welcher er sich nach einem Zusammenleben von sechs Wochen schied, da er die Möglichkeit sah, diese neue Heirath zu schließen.

Eine andre Frau vom ersten Range trennte ihre Tochter von ihrem Gatten, mit welchem diese sechs Jahre gelebt hatte, und ließ die Scheidung verfügen. Als Ursache gab sie an, daß die häufigen Schwangerschaften die Gesundheit ihrer Tochter gefährdeten. Der Mann, welcher keine Lust hatte, sich von seiner Frau zu trennen, und wußte, daß sie der beßten Gesundheit genoß, machte vergebens nachdrückliche Vorstellungen dagegen; die Regierung verurtheilte ihn zur Rückgabe des Heirathgutes, und da er einen Theil davon verthan hatte, zum Schadenersatze und zur Bezahlung beträchtlicher Zinsen, obgleich er darthat, daß er es zum Nutzen seiner Frau und seiner Familie verwendet hätte.

Diese drei Beispiele vom Verfall der Sitten in diesem Lande, sind aus einer Menge andrer gewählt, die sich täglich darbieten. Sie sind von der Art, daß sie das größte Erstaunen erregen und fast unglaublich erscheinen müssen. Indessen machten sie zu ihrer Zeit nicht mehr Aufsehen, als jede andre Tages-

neuigkeit, die kaum verdiente, die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen.

Es ist Sitte in der Walachei, daß die Aeltern sich in die Angelegenheiten der Familie ihrer verheiratheten Kinder mischen, und daß sie nach ihrer Verheirathung fast dieselbe Gewalt ausüben, die sie ehemals gehabt haben. Sie geben sich oft eben so große Mühe, eine Trennung herbeizuführen, als sie thätig gewesen sind, ihren Kindern Männer oder Weiber zu verschaffen.

Die Abgeschmacktheiten des Aberglaubens, welche einen so großen Theil der Grundsätze der griechischen Religion, wie sie gegenwärtig bekannt wird, bilden, haben denselben Grad von Macht in der Moldau und Walachei erlangt. Die deutlichsten Lehren der christlichen Religion werden hier durch die falschen Begriffe oder die eigennützigen Absichten roher und unwissender Priester entstellt, welche die Heiligkeit des christlichen Namens entehren. Ein berühmter Schriftsteller sagt: „das Klima habe einen großen Einfluß auf die Menschen, einen hundertmal größern die Regierung, und

einen noch weit größern die Religion.*" Diese Bemerkung ist ganz auf diese Länder anwendbar und der gegenwärtige Zustand ihrer Bewohner bekräftigt die Wahrheit derselben. Die eine oder andere der beiden letzten Ursachen würde schon für sich mit Macht auf den sittlichen Zustand gewirkt haben; innig verbunden, wie sie sind, gehen die traurigsten Uebel aus ihrer vereinten Wirksamkeit hervor.

Die Art, wie man die Moldauer und Walachen in den Vorschriften ihrer Religion unterrichtet, ist indessen nichts weniger als geeignet, sie mit großem Eifer und Schwärmerwahn zu erfüllen. Man lehrt sie, sich blindlings allen Lächerlichkeiten des Aberglaubens hinzugeben, der ein unzertrennlicher Begleiter der Unwissenheit ist, und der gänzliche Mangel an Schwärmereifer kann allein den Umstand erklären, daß die Geistlichkeit hier einen bei weitem geringern Einfluß ausübt, als in andern Ländern, die sich zum griechi-

---

* Voltaire im Dictionnaire philosophique Th. 4. S. 199.

schen Glauben bekennen. Da alle geistliche Beamten von dunkler Herkunft sind und gewöhnlich aus den niedrigsten Klassen abstammen, so werden sie von den Bojaren persönlich verachtet und nur ihre geistliche Macht steht in Ansehn. Das Volk erweiset ihnen jedoch äußerlich große Ehrenbezeigungen, küßt ihnen die Hand und wirft sich vor ihnen nieder; und selbst, wenn die Laster und Ausschweifungen eines Priesters bekannt sind, wagt man aus Furcht vor dem Kirchenbanne nicht, zu murren.*

Die von der herrschenden Kirche angeordneten Gebräuche sind dieselben, welche die Patriarchalkirche beobachtet. Die Personen, welche nicht in ihrer Kirche die Taufe erhalten haben, werden nicht als Christen angesehen und man verweigert ihnen diesen ehrwürdigen Namen.

Häufige Beichten, öfterer Genuß des Abendmahls und genaue Beobachtung der zahlreichen Feiertage im Jahre, sind mit Strenge vorge=

* Lejeune, S. 134.

schrieben. Sie sind die wichtigsten Punkte des Glaubens geworden, und das Volk ist fest überzeugt, daß die pünktliche Ausübung dieser Handlungen eine hinreichende Buße für die unerhörtesten Verbrechen sei, zumal nach der Lossprechung des Beichtvaters, die man in vielen Fällen durch Geld erlangt.

Außerdem muß man an Sonntagen und an anderen Feiertagen, und in der Leidenswoche drei bis vier Mal des Tages, zur rechten Zeit den Gottesdienst besuchen. Die Zeichen der Andacht bestehen darin, daß man sich häufig bekreuzigt, sich vor die Bilder auf die Kniee wirft, um sie zu küssen, und eine Wachskerze vor einem Lieblingsheiligen anzündet. Während das Evangelium gelesen wird, hört man gleichgiltig und unaufmerksam zu. Man pflegt wenig zu predigen.

Die Kirchengesetze verbieten förmlich die Heirath zwischen Verwandten, von welchem Grade diese Verwandtschaft auch sein möge; ja sie lassen sogar die Heirath zwischen solchen Personen nicht zu, deren Aeltern Zeugen bei der Taufe des einen oder des andern gewesen sind. Noch

strenger verbieten sie die Verheirathung zweier Personen von verschiedenem Glauben, wenn eine derselben zur griechischen Kirche gehört. Wer dieses Verbot übertreten wollte, würde zur Scheidung verurtheilt und, wenn er darauf bestände, sich als verehelicht zu betrachten, mit dem Banne bestraft werden. Die Furcht vor dieser Strafe ist unter den Einwohnern so groß, daß sie lieber Alles opfern, als sich ihr aussetzen würden.

Der Patriarch von Konstantinopel, obgleich als das Haupt der Religion angesehen, hat keine Macht über die Kirche der beiden Fürstenthümer und nur wenig Einfluß auf ihre ersten geistlichen Würden.

VII.

Landleute. Ihre Sitten und ihre Lebensart. Auswanderungen. Ackerbau. Weinbau. Viehzucht. Bienenzucht. Heuschreckenplage. Allgemeine Ansicht des Landes. Bemerkungen über die Zigeuner.

Bis zum Jahre 1747 gab es in den Fürstenthümern Bauern von dreifacher Art, Medschiaschen oder Grundeigene, Insassen oder Miethbauern, die aber die Freiheit hatten, von dem Grundeigenthume wegzuziehen, und Leibeigene, die an die Scholle gebunden waren. Die beiden letzten Klassen mußten dem Grundherrn jährlich 48 Tage frohnen. Konstantin Mavrocordato schränkte zuerst die Frohndienste ein, und hob endlich die Leibeigenschaft gänzlich auf. Seitdem gibt es nur zwei Arten von Bauern in den Fürstenthümern, Medschiaschen, und Zarány, oder Bauern, die auf fremdem Boden ihre Wirthschaft treiben. Gehört der Boden dem Staate, so bezahlt der

Bauer weder Zehnten noch andere Lasten, sondern vergleicht sich mit dem Fürsten über eine Leistung an Gelde, Lebensmitteln oder Frohndiensten; gehört dagegen das Grundeigenthum einem Kloster, einem Bojaren oder einem Medschiaschen, so arbeitet der Bauer dem Grundherrn jährlich 12 Tage, bezahlt ihm den Zehnten von den meisten Erzeugnissen und darf dafür den Boden benutzen, nur weder Weinberge noch Obstgärten anlegen. Das Pachtgut geht jedoch auf seine Erben über. Jeder Bauer kann gegen diese Leistungen auf einem beliebigen Boden eine Wirthschaft anlegen, ohne zu einer eigentlichen Ansiedlung genöthigt zu sein, und dieser Umstand erklärt es, warum sie sich so leicht in Wäldern verbergen können, wenn sie dem Steuerdrucke entfliehen.*

Es gibt vielleicht kein Volk, das mehr vom Despotismus gedrückt würde und mehr Abgaben und Steuern tragen müßte, als die Landleute der Walachei und Moldau. Keines würde mit derselben Geduld und Ergebung

* Sulzer, III., 397 ff.

die Hälfte der Lasten tragen, womit sie überhäuft werden. An diese Sklaverei gewöhnt, die Andern unerträglich scheinen würde, sind sie jedoch unfähig, Hoffnung auf ein besseres Schicksal zu fassen. Die sittliche Entwürdigung, in welche sie durch Gewohnheit verfallen sind, hat sich in eine natürliche Starrsucht und Gefühllosigkeit verwandelt, wodurch sie eben so gleichgiltig und unempfindlich gegen die Freuden des Lebens, als gegen Noth und Schmerz geworden sind. Dieß mag zum großen Theil zu der Meinung beitragen, das Volk sei von einem friedlichen und sanften Gemüthe. Ihr Leben, was ihren Verkehr mit einander betrifft, ist allerdings eine ununterbrochene Stille. Die Männer sind zwar dem Trunke ergeben, aber Zank und Gewaltthätigkeiten kennen sie fast nicht und sie sind an Schläge und an jede schlechte Behandlung von Seiten ihrer Obern so gewöhnt, daß sie sich jedem Menschen, dessen Aeußeres Ueberlegenheit irgend einer Art verräth, mit der größten Ehrfurcht und demüthigsten Ergebenheit nähern.

Ihre auf den lächerlichsten Aberglauben gegründeten Religionbegriffe sind äußerst seltsam. Sie glauben fest an alle Arten von Hexerei, an Erscheinungen der Todten, an Geister und an alle Wunder, welche durch Heiligenbilder und durch die Tugenden des Weihwassers verrichtet werden. Nicht bloß das gemeine Volk ist abergläubig, sondern selbst Personen, deren Geist gebildeter ist. Nichts aber ist für die Priester vortheilhafter, als der Glaube an die Vampyre. Sie behaupten, ein Leichnam, so lange er noch nicht ganz verweset sei, habe noch eine Art von Leben, und die Seele trenne sich nicht vom Leibe und könne sich nicht von ihm trennen, wenn der Verstorbene sich eine kirchliche Strafe oder den Bann zugezogen, und er gehe zur Nachtzeit aus dem Grabe und suche den Lebenden alles mögliche Leid zuzufügen. Der Argwohn gegen schon verdächtige Seelen wird bestätigt, wenn die den Leichnam bedeckende Erde sich bewegt. Auf dieses Zeichen wird den Verwandten des Verstorbenen von dem Priester und dann auch von den nächsten

Nachbarn Nachricht gegeben, und sie müssen den Priester für die Ausgrabung der Leiche und Lossprechung vom Bann bezahlen. Ist der Leichnam unversehrt, so stellt man ihn an eine Mauer und oft zerfällt er, während der Priester die Exorcismen spricht. Bleibt die Leiche hingegen gerade stehen, so verdoppeln die Umstehenden ihr Klagen und Heulen, und halten sich überzeugt, daß der Bann, der auf ihm lastet, von großer Wichtigkeit sei. Man läßt daher einen vornehmern Geistlichen kommen, ja selbst einen Bischof, der dann gewöhnlich das Wunder wirkt. Edelleute, die unter Grabsteinen ruhen, werden wahrscheinlich nicht für Vampyre gehalten, da man sie nie ausgestellt sieht.* In Krankheiten stellen die Walachen ein Bild neben sich, und wenn sie genesen, so schreiben sie ihre Heilung, obgleich sie dieselbe der Hilfe des geschicktesten Arztes zu verdanken haben, nur den guten Diensten des Bildes zu. In den Fasten beobachten sie die Enthaltsamkeit so strenge, daß selbst die Dro=

---

* Lejeune, S. 131 — 132.

hung eines augenblicklichen Todes kaum einen von ihnen bewegen würde, von Speisen zu kosten, die in dem endlosen Verzeichnisse der verbotenen Dinge aufgeführt sind. Ihre übrigen Christenpflichten, wiewohl denjenigen gleich, welche den höheren Klassen ihrer Mitbürger vorgeschrieben sind, werden von ihnen mit größerer Genauigkeit erfüllt. Die Anrufung der heiligen Jungfrau oder eines andern Heiligen, tritt immer an die Stelle eines regelmäßigeren Gebets. Die göttliche Vorsehung ist nie der unmittelbare Gegenstand ihrer Anbetung.

Die Dörfer in den Fürstenthümern bestehen hauptsächlich aus den Hütten der Landleute, alle von derselben Größe und auf dieselbe Weise gebaut. Die Mauern sind von Lehm, und die Dächer mit Stroh bedeckt, und weder der eine noch der andre Stoff eignet sich, sie vor den Einflüssen der rauhen Jahreszeit zu schützen. So lange, als es die Witterung gestattet, bewohnen sie das Erdgeschoß; bei der Winterkälte aber ziehen sie sich in Höhlen zurück, die unter jeder Hütte angebracht sind und wo sie sich leicht Wärme

bereiten, indem sie darin von Mist und Baumzweigen ein kleines Feuer unterhalten, woran sie zugleich ihre wenigen Speisen kochen. Männer, Weiber und Kinder jeder Familie, so zahlreich sie auch sein möge, liegen in einer solchen unterirdischen Wohnung unter einander, und das Bett eines jeden besteht in einem Stück groben Tuches, das ihnen zugleich als Lager und als Decke dient. In den Ebenen sind die elenden Wohnungen ganz unterirdisch. Man sieht in der Ferne nur den Rauch, der aus den Schornsteinen aufsteigt, und in der Nähe bemerkt man das nur wenig über die Oberfläche des Bodens erhöhte Dach, das aus Stangen besteht, die mit Erde bedeckt sind. Die Bewohner dieser gedrückten Länder ziehen sich gewöhnlich von den Landstraßen zurück, und wählen tiefere Gegenden oder Niederungen zu ihren Wohnplätzen, wo sie von Reisenden nicht bemerkt werden und sich Beraubungen und Plackereien entziehen können. *

Die gewöhnliche Nahrung der Landleute

---

* Lejeune, S. 126.

besteht aus einer Art Teig, den man Mammaliga nennt, und der von Mais, mit Salz und zuweilen mit Milch vermischt, bereitet wird. Dieser Mehlbrei, in Siebenbürgen Kukurutz genannt, wird häufig statt des Brodes oder statt der gewöhnlichen Kuchen von Hirsemehl gegessen. Für den Landmann in der Walachei und Moldau ist nichts bequemer, als diese Nahrung, wenn er im Felde arbeitet. Ueberall macht er ein Feuer an, hängt mittels drei gekreuzter Stöcke seinen Topf auf, den er mit Wasser füllt, und sobald es kocht, thut er das Mehl hinein, das augenblicklich zu einem steifen Brei wird, wovon jeder, wenn die Mammaliga ein wenig kalt geworden ist, ein Stück abschneidet. * In den ersten zwei oder drei Tagen nach einer langen Fastenzeit erlauben sich die Walachen, jedoch sparsam, etwas Fleisch zu genießen. Die meisten können sich auch ein solches Gastmahl nicht bereiten, und begnügen sich mit Eiern in Butter gebraten oder mit einem Zu-

---

* Lejeune, S. 140.

satze von Milch oder frischem Käse zu ihrer Mammaliga. Sie bringen den ganzen Tag mit Arbeiten außer dem Hause zu und ertragen gleichgiltig alle Rauhheit des Wetters. Ihre Arbeitsamkeit ist übrigens nicht von der thätigsten Art, da sie oft ausruhen.

Trotz dieser Lebensart und dem vermeintlichen Einfluße eines wenig günstigen Klima's, sind die Landleute im Ganzen ein schöner Menschenschlag. Sie haben keine Züge, die man characteristisch nennen könnte, und der häufige Verkehr mit fremden Völkern hat sie zu einem äußerst vermischten Stamme gemacht. Die schwarzen Augen und Haare des Morgenländers, das blaue Auge und blonde Haar des Russen, die Nase von griechischer Form oder die Habichtsnase, und die Züge, durch welche sich die Tataren auszeichnen, sind gleich gemein unter allen Klassen dieser beiden Völker.

Bei beiden Geschlechtern herrscht die Sitte, sich frühzeitig zu verheirathen. Sie sind nicht aus Neigung sinnlichen Freuden ergeben, da aber die Religion den Weibern Keuschheit nicht empfiehlt, so verleitet sie die äußerste Ar=

muth, ihre Gunst für Geld zu gewähren, und dieß geschieht oft mit Wissen und Einwilligung ihrer Männer oder ihrer Aeltern.

An Festtagen bringen sie einen Theil ihrer Zeit in den Wirthshäusern des Dorfes zu, wo sie essen, trinken und zuweilen auch tanzen. Zuweilen belustigen sie sich auch an tanzenden Bären, die von herumziehenden Zigeunern geführt werden, welche diese Thiere in früher Jugend abrichten und dann sehen lassen, womit sie sich etwas Geld verdienen. Dieß ist eine, in dem Lande sehr verbreitete Belustigung.

Die Kleidung der Landleute hat einige Aehnlichkeit mit der Tracht der Dacier, wie sie auf der Trajanischen Säule zu Rom abgebildet sind. Ihre Füße sind mit Sandalen von Ziegenfell bedeckt, und sie tragen eine Art weiter Hosen, welche an die Weste mittels eines ledernen Gurts befestigt sind und vom Knie bis zum Fußknöchel enger anliegen. Ihre übrige Bekleidung besteht aus einer engen Weste, über welche sie einen kurzen Rock von grobem Kattun ziehen; im Winter wird die-

sem ein weißes Schaffell hinzugefügt, das über die Achseln hängt, wie ein Husarenpelz. Sie schneiden ihre Haare nicht, sondern flechten sie am Hinterhaupte und bedecken sie mit einer Mütze von Schaffell, die sie im Sommer mit einem großen runden Hute vertauschen. Sie pflegen sich zu scheren, nur dem Knebelbarte lassen sie seine natürliche Länge.

Die Weiber sind vom Halse bis zum Fußknöchel mit einem langen Rocke von starkem, hellfarbigen Kattun bedeckt, der in der Mitte enge anschließt, um den Wuchs sehen zu lassen. Sie gehen in der Regel barfuß und bedecken ihren Kopf mit einem gewöhnlichen Schnupftuche, das die Haare zusammenhält. An Festtagen ziehen sie über ihr gewöhnliches Hemd ein buntes Kleid von besserem Stoffe, das vom Gürtel bis zum Halse zugeknöpft ist, um welchen sie als Schmuck eine oder mehre Schnuren von Körnern oder von Paras tragen, die zu diesem Zwecke durchbohrt sind.

Seit ihrer Freilassung haben die Landleute keinen bestimmten und angewiesenen Wohnsitz. Sie haben volle Freiheit, ihre Wohnung zu

ändern, sobald die gegen den Eigenthümer übernommenen Verbindlichkeiten erloschen sind. Die angesehenste Klasse der Landleute verläßt jedoch selten den Ort, wohin der Zufall sie einmal versetzt hat, wenn sie nicht durch dringende Umstände dazu gezwungen wird.

Trotz der unglücklichen Lage dieses Volkes, die so wenig geeignet ist, den Neid seiner Nachbarn zu erregen, bewirkt die Hungersnoth, von welcher Siebenbürgen zuweilen heimgesucht wird, daß von Zeit zu Zeit Landleute in beträchtlicher Anzahl aus dieser großen Provinz in die Walachei und Moldau auswandern. Da sich alle besseren Ländereien Siebenbürgens in den Händen der Ungarn, Schlesier und sogenannten Sachsen befinden, so steht den übrigen Einwohnern, welche die Masse des Volks bilden, nichts zu Gebote als der gebirgige und wenig fruchtbare Boden, der ihnen kaum den Unterhalt verschafft, und seit einigen Jahren zwang das immer wachsende Elend gegen zwanzigtausend Landleute, Unterthanen des Kaisers, in die Ländereien des Hospodarengebiets zu ziehen, wo das große Miß-

verhältniß zwischen der Zahl der zum Ackerbau tauglichen Hände und dem Umfange des urbaren Landes, solche Einwanderungen äusserst nützlich macht. Sie werden, was die öffentlichen Abgaben betrifft, auf denselben Fuß gesetzt, wie die eingebornen Landleute.

Die Veränderungen des Wohnorts, welche zuweilen unter den Landleuten statt finden, veranlassen bei der Einnahme der Abgaben keinen Nachtheil, weil es das Geschäft der Ispravnike jedes Bezirks ist, alle sechs Monate die Anzahl und Mittel der Bewohner seines Gewaltsprengels zu berechnen, welche der Steuer unterworfen sind. Was in einem Bezirke fehlt, wird durch den verhältnißmäßigen Zuwachs in einem andern ersetzt, und es leidet folglich der öffentliche Schatz dabei keinen Schaden.

Es gibt keine bestimmten Grundsätze, welche die Verhältnisse der Bauern zu den Gutsherren ordnen. Im Allgemeinen wird indeß den ersten ein Theil der Naturerzeugnisse überlassen, jedoch unter der Bedingung, daß die Steuern und Auflagen ihnen zur Last fallen.

Die Grundeigenthümer würden nicht ungern die Abgaben ihrer Unterthanen auf sich nehmen, aber die Regierung widersetzt sich ausdrücklich einer solchen Einrichtung, da sie wohl weiß, daß der Betrag und die Gattung der Auflage nur dem Namen nach bestimmt sind, und immer die eigentlichen Schätzungen übersteigen.

Da die Bojaren, welche Güter in der Walachei besitzen, ihre Ländereien nie für eigne Rechnung bebauen, sondern sie an diejenigen verpachten, welche die vortheilhaftesten Anerbietungen an baarem Gelde machen, so werden die unfruchtbarsten Felder zuweilen der Bauerngemeine überlassen, die daselbst wohnt, wenn sie den ganzen Pachtzins vorausbezahlt. Die reichsten Besitzthümer geben ein Einkommen von funfzig bis sechzig tausend Piastern; aber sie bestehen aus Abtheilungen und Unterabtheilungen, nach Maßgabe der Aussteuer, welche die Eigenthümer ihren Töchtern geben, und wenn dieser Gebrauch noch einige Geschlechter hindurch fortherrscht, so wird eine,

dem Ackergesetze ziemlich ähnliche Einrichtung die Folge davon sein.

Der Walache, und noch mehr der Moldauer, ist lieber Hirt als Ackerbauer. Er scheut die Beschwerden, die der Getreidebau auflegt. Die Art, das Land zu bebauen, unterscheidet sich wenig von derjenigen, welche man in den übrigen Ländern Europa's kennt; man gebraucht aber dazu Ochsen statt der Pferde, und pflegt sehr tiefe Furchen zu pflügen. Der Walache kennt weder Fruchtwechsel noch wendet er Dünger an. Den Weizen säet man im Herbste, die Gerste und das türkische Korn im Frühling. Weizen und Gerste werden gewöhnlich im Julius und das türkische Korn zu Anfange Septembers geerntet, und da der Mais zum Unterhalte der Landleute dient, welche den ansehnlichsten Theil der Bevölkerung bilden, so säet und erntet man davon jedes Jahr eben so viel als vom Weizen. Die Gerste ist nur zur Fütterung des Viehes, besonders der Pferde und des Geflügels bestimmt, und man säet sie deshalb in geringerer Menge. Wird ein Acker wieder unter den Pflug ge-

nommen, was bei der häufigen Umwendung der Brache oft geschieht, so bepflanzt man ihn im folgenden Frühling mit Kopfkohl oder Gurken. Auf diese Weise wird den Feldern nicht nur das überflüßige Salz entzogen, das sich in alten Brachäckern findet, sondern auch das Unkraut zerstört, das später dem Wachsthume des Weizens schaden würde, da die Blätter des Kohls und der Gurken das aufschießende Unkraut bedecken und ersticken, ehe es Samen hervorbringen kann. Man läßt das Getreide auf der Tenne durch Pferde ausdreschen und bringt es dann in Erdgruben. In der Moldau, die ein weit kälteres und unbeständigeres Klima hat, als die Walachei, ist der Ertrag der Ernten ungewisser, doch gewöhnlich so reich, daß man viel Weizen ausführen kann. Der Weizen gibt vorzügliches Brod und hält sich mehre Jahre. Das in Erdgruben aufbewahrte Getreide taugt jedoch nicht zur Saat. Die Gerste ist rein und schön, und wird den Pferden lieber als alle andere Getreidearten gegeben. Hafer und Roggen säet man selten. Der erst im achtzehnten Jahr=

hundert in den Fürstenthümern eingeführte Mais gedeiht trefflich. Die Maiskolben werden in großen Weidenkörben aufbewahrt, die man neben den Wohnungen aufhängt. Die Kolben werden mit der Hand ausgekörnt, wenn man Mehl davon machen will.* Kartoffeln wurden erst um das Jahr 1810 von einem Franzosen eingeführt, der ein Pachtgut in der Moldau bewirthschaftete. Seine Versuche hatten den beßten Erfolg. Die Bojaren selbst haben ihre anfängliche Abneigung überwunden und lassen jetzt die Kartoffeln auf ihren Tafeln zu.**

Der Wein wird immer an Bergabhängen gepflanzt und so gesetzt, daß er gegen plötzliche Veränderungen der Witterung geschützt ist. In beiden Fürstenthümern gewinnt man viel und guten Wein, in günstigen Jahren über 7 Millionen Eimer. Der gewöhnliche ist ein hochgelber, und die rothen Weine werden weniger geschätzt. Man deckt die Reben nach

---

* Lejeune, S. 16 — 17.

** Lejeune, S. 22 — 23.

der Weinlese. Im Frühjahre bindet man sie an Stangen und beschneidet sie. Im Oktober sind die Trauben reif. Die Moldauer und Walachen verstehen sich nicht sehr auf die Behandlung und Aufbewahrung der Weine, die aber nach dem ersten Jahre schon trinkbar und hell werden. Anfänglich ist der Wein sauer, wird aber dann süß und dlicht. Reiche Weinbauer lassen nach dem ersten Froste eine große Tonne mit jungem Weine offen stehen und wenn er in etwa zwei Nächten gefroren ist, machen sie mit einem heißen Eisen eine Oeffnung in die Eisrinde, um den von seinen Wassertheilen befreiten Wein zu gewinnen, der sehr klar, stark und haltbar ist. Wenn der rothe Wein gährt, gießt man gewöhnlich einen Aufguß von Wermuth hinzu, der ihm Bitterkeit und eine schöne Rubinfarbe gibt. Man hält diesen Wein für magenstärkend und er schmeckt nicht übel, wenn der Gaumen erst daran gewöhnt ist. Man kann die walachischen und moldauischen Weine am beßten mit dem echten Frontignac vergleichen; im Ganzen sind jedoch die moldauischen Weine ein wenig hart.

Der vorzüglichste Weinberg in der Moldau liegt bei Odobescht unweit Fockschan. Er liefert einen, dem Champagner ähnlichen Wein, der nach Rußland ausgeführt wird. In der Walachei wachsen die beßten Weine in den Bezirken von Sekujáni in den Tscherneteschter Weinbergen und bei Rimnik. Ein großer Theil dieser Weine geht nach Siebenbürgen, wo man sie zu schwefeln pflegt, um sie edler und haltbarer zu machen, aber sie werden dadurch zugleich der Gesundheit schädlich, wie es viele deutsche Soldaten der Besatzung von Kronstadt erfahren.*

Alle andere in Europa vorkommenden Früchte gedeihen hier im Ueberfluße und zu den gewöhnlichen Jahreszeiten. In frühern Zeiten kannten die Walachen keine andre Gemüsepflanze, als den Kopfkohl. Im achtzehnten Jahrhundert aber wurden durch siebenbürgische und griechische Gärtner alle andere Küchenkräuter eingeführt, die sehr gut gedeihen, ohne daß der Boden viel Dünger braucht.**

* Lejeune, S. 13 ff. Sulzer, I. 127 ff.
** Lejeune, S. 22.

Die reichen Weiden, die sich in beiden Fürstenthümern finden, sind hinreichend, viele Heerden zu nähren, die zu dem Hauptreichthum beider Länder gehören und einen der wichtigsten Zweige ihres Handels bilden. Die Hütung des Viehes macht dem Moldauer und Walachen wenig Mühe, und fast alle Arten von Vieh gedeihen auf den fetten Weiden ohne viele Wartung. Die Weiden der Walachei sind am angemessensten und vortheilhaftesten zur Nahrung kleinerer Thierarten, und wie die Moldau vorzüglicheres Hornvieh und bessere Pferde hervorbringt, so gedeihen dagegen in der Walachei Schafe und Ziegen besser, deren man hier vor den letzten Unruhen gegen vier Millionen rechnete. Es gibt in der Walachei drei Arten von Schafen. Die erste Art, Zurkan genannt, hat eine sehr lange, zottige und harte Wolle, die zweite, die Zigey heißt und der eigentliche einheimische Stamm ist, eine kurze aber feinere Wolle und ein treffliches Fleisch. Die dritte Art ist das tatarische Schaf, dessen Wolle von mittler Güte und Feinheit ist. Dieses Schaf hat statt des ge=

wöhnlichen langen Schweifes einen breiten, unten rund zulaufenden Schwanz, der dabei sehr dick und fett ist. Es kann die rauhe Witterung nicht gut ertragen. Man findet es in der Walachei selten. Das Zurkan-Schaf, an die Bergluft gewöhnt, kann die zu große Hitze eben so wenig leiden, als das tatarische Schaf die strenge Kälte. Diese Art ist meist das Eigenthum der siebenbürgischen Schafzüchter, die ihre Heerden auf die walachischen Weiden treiben; schon seit einer Reihe von Jahren aber haben die Siebenbürger sich auch die Zucht des feinwolligen Zigey-Schafes angelegen sein lassen, und durch die Kreuzung beider Arten ihren Stamm verbessert. Die Schafe leben immer im Freien, und bringen den Sommer auf den Gebirgen, den Winter am Ufer der Donau zu. Am Ende des Aprils ziehen sie gewöhnlich aus der Ebene auf die Berge und werden im heißesten Sommer auf die Gipfel getrieben, wo sie herrliche Weide und sehr frisches Wasser finden. Im November kommen sie wieder herab und ziehen an das Ufer der Donau, wo sie den scharfen

Winden weniger ausgesetzt sind und eine gemäßigte Luft genießen. Hier finden sie Kräuter, die sich unter dem Schnee erhalten und sehr gern von ihnen gefressen werden. Ist aber der Schnee zu tief und die Oberfläche desselben zu hart gefroren, oder liegt wenig Schnee auf der gefrornen Erde, so können jene Kräuter nicht wachsen. Die Hirten wissen die daraus entstehenden Nachtheile dadurch zu vermeiden, daß sie trockene Kräuter sammeln und aufhäufen. Sie führen ihre Heerden um diese Schober, wovon die Schafe so viel fressen, als sie brauchen. Wehen heftige Nordwinde, so werden die Schafe unablässig um jene Schober oder längs einer Hecke getrieben, um sie stets in Bewegung zu erhalten. Die Zurkan-Schafe müssen den Sommer nothwendig auf den Bergen zubringen, weil sie während der heißen Zeit in den Ebenen umkommen würden. Die Zigey-Schafe hingegen können in den Ebenen leben, wenn nur Gehölze in der Nähe sind, wo sie Zuflucht finden und es nicht an gutem Wasser fehlt. Zu Anfange des Mai's werden die Schafe ge-

schoren. Die feineren Zigey-Schafe geben weniger Wolle, als die Zurkan-Schafe. In der Moldau, wo es nur zwei Arten gibt, fällt die Zeit der Schur erst gegen den Anfang des Junius. Die Schafmütter werfen gewöhnlich jedes Jahr ein Lamm, selten zwei. Die weiblichen Thiere behält man zur Zucht, die Böcke werden verschnitten und als Schlachtvieh verkauft. Nur während der Zeit, wo die Schafe auf den Bergen sind, werden die Mütter gemolken und die Hirten machen aus der Milch einen weißen und weichen Käse, den sie an Käsehändler in der Nachbarschaft verkaufen, welche die noch darin befindliche Butter herausziehen und einen dem sicilischen Cacciacavallo ähnlichen Käse daraus machen. Die trächtigen Schafe werden oft getödtet, um die Felle der neugeborenen Lämmer zu erhalten. Die schwarzen Felle dieser Lämmer sind sehr theuer und werden zu der walachischen Mütze, dem Kalpak gebraucht. In der Moldau sind die Schafheerden minder zahlreich und ihre Wolle ist geringer als in der Walachei. Auffallend ist, daß es bei gleicher

sorgfältiger Behandlung nie gelungen ist, die Zigey=Schafe in der Moldau einheimisch zu machen. Die Jungen arten aus und die aus der Walachei nach der Moldau gebrachten Heerden geben schon im zweiten Jahre eine längere und zottigere Wolle, die im dritten der Wolle der einheimischen Art gleicht. In beiden Fürstenthümern zieht man viel Rindvieh, da diese schwach bevölkerten Gebiete einen Ueberfluß an Weiden haben und auch der ärmste Bauer die Bequemlichkeit genießt, seine kleine Heerde beinahe vor seiner Hütte zu weiden und sie ohne Mühe zu hüten. In der Moldau treibt auch ein Zigeunerstamm (Löffler* genannt, weil sie viele hölzerne Löffel machen) die Hornviehzucht und hat treffliches Rindvieh, das an die Armenier aus Galizien verkauft wird, die jährlich einige tausend fette Ochsen und eben so viel Kühe, besonders nach Breslau schaffen. Das moldauische Rindvieh ist stärker und fleischiger als das walachische und dem ungarischen ähnlich. Man hält das

* Lingourari, von lingouri Löffel.

Vieh blos um Fleisch, Talg und Häute zu gewinnen, und benutzt die Milch weder zu Butter noch zu Käse. Man bedient sich der Ochsen zum Ziehen, bis sie wegen ihres Alters oder sonst eines Fehlers nicht mehr als Zugvieh dienen können, und sie werden dann häufig an die türkischen Fleisch- und Unschlitthändler verkauft, welche ganze Heerden aufkaufen und auf den Weiden im Lande mästen.*

Ein wichtiger Zweig der Landwirthschaft in beiden Fürstenthümern ist auch die Bienenzucht. Das Wachs, das sie liefert, ist das schönste in Europa und würde noch häufiger gewonnen werden, wenn diese Länder volkreicher wären. Das moldauische Wachs ist noch besser als das walachische, besonders in der Gegend wo es Lindenwälder gibt, deren Blüten den Bienen die liebste Nahrung darbieten. Das Klima, der Boden und die trefflichen Kräuter, woran die Moldau und Walachei Ueberfluß haben, sind die Ursachen der

* Lejeune, S. 24 ff. Vergl. Sulzer, I. S. 51 ff.

leichten Bienenzucht, dem Fleiße und der Geschicklichkeit aber haben die Einwohner dabei nur sehr wenig zu danken. Ein guter Stock gibt in glücklichen Jahren, selbst in der Walachei, sechs bis zehn Schwärme und in der Moldau oft noch weit mehr. Die Schwärme werden in ausgehöhlte Baumklötze gefaßt. Zu Anfange des Sommers und im Herbste sammelt man das Wachs und den Honig. Die Bienenwirthschaft macht den Landleuten wenig Mühe, und von den, in andern Ländern unentbehrlichen Vortheilen und Kunstgriffen verstehen sie nichts. Zu Ende des Herbstes werden die meisten Bienen getödtet, weil man bei zu starker Vermehrung nicht Hände genug zur Wartung haben würde, und man bewahrt in Erdhöhlen nur eine gewisse Anzahl von Schwärmen in Körben, worin man den erfoderlichen Honig zu ihrer Nahrung läßt. Ist der Winter lang und können die Bienen, wegen der Kälte oder wegen Mangel an Nahrung nicht ins Freie gehen, so gibt man ihnen immer Honig. In der Walachei sind den Bienen die starken Regengüsse im Frühlinge

und die schwüle Hitze im Sommer, die alle Pflanzen versengt, oft schädlich; in der Moldau aber, wo sie von Hügeln beschützt werden und ein gemäßigteres Klima genießen, leiden sie fast nie durch solche Ereignisse, sondern behalten ihre völlige Kraft.*

Eine wahre Geißel sind die Heuschrecken, die jährlich diese fruchtbaren und reichen Länder bedecken. Auf den Feldern und Wiesen, wo sie sich niederlassen, ist in wenigen Stunden alles Grüne zerstört. Wenn sie zuweilen vom Winde getrieben, wegziehen, gleichen sie schwarzen Wolken, welche die Strahlen der Sonne verfinstern, und die Bewegung so vieler Millionen Insekten verursacht ein unangenehmes Summen. Sie kommen zunächst aus der kleinen Tatarei nach der Moldau und Walachei. Haben sie diese Länder einmal heimgesucht, so bleiben sie mehre Jahre und ziehen hin und her, bis sie endlich über die Donau gehen oder über die Karpathen nach Sieben=

* Lejeune, S. 37 — 38. Vergl. Sulzer, S. 87 ff.

bürgen wandern. Gewöhnlich gehen sie bei einem heftigen Winde über die Donau. Aendert sich der Wind, oder wechselt er während des Ueberganges, so fallen sie ins Wasser, wenn nicht ihre Masse ihnen erlaubt, eine Wendung zu machen, um sich zurückzuziehen, daher sieht man die Küsten des schwarzen Meeres häufig mit ertrunkenen Heuschrecken bedeckt.*

Die Folgen des Despotismus, der alle, der türkischen Herrschaft unmittelbar oder mittelbar unterworfenen Länder drückt, fühlen besonders auch die Landbauer in der Moldau und Walachei. Sie sind zwar nicht so leicht, als die Großen, der Gefahr ausgesetzt, das Leben zu verlieren, aber sie scheinen das Leben nur zu genießen, um sich immer die Früchte ihrer Arbeit und Mühe rauben zu lassen. Sie müssen die schwersten Abgaben von allen ihren Erzeugnissen entrichten. Die Furcht, mit Fußsohlenhieben gezüchtigt, eingekerkert, ihrer Ackerwerkzeuge oder Ochsen beraubt zu werden, und

* Lejeune, S. 41 ff.

die Nothwendigkeit, für ihren Unterhalt zu sorgen, halten sie ab, zu überlegen, unter welchen drückenden Bedingungen sie Geld erborgen. Sie nehmen den Werth des ganzen jährlichen Ertrages ihrer Ländereien zum Voraus auf, weder Ernte, noch Wein, noch Wachs und Wolle, ist mehr ihr Eigenthum und Alles kommt sogleich in die Hände des gierigen Gläubigers. Zur Zeit, wo die Früchte reifen, gebraucht die Regierung die größte Strenge und läßt dem Bauer nicht Zeit, seine Ernte zu verkaufen, aus Furcht, daß er das daraus gewonnene Geld anders verwende. Die Kaufleute aus Albanien durchziehen zu derselben Zeit das Land mit vollen Beuteln, bieten jedem Bedrängten Beistand an und schätzen im Voraus den Ertrag der Ernte zu einem sehr niedrigen Preise. Täuscht ein Hagelschlag oder der Einfluß der rauhen Witterung die Hoffnung des Landmanns und entspricht der Ertrag der Ernte nicht der baar empfangenen Summe, so bleibt er Schuldner bis zum nächsten Jahre. Wenn ihn in der Zwischenzeit neue Bedürfnisse drücken, so wendet er sich

wieder an den Kaufmann, um sich Geld zu verschaffen und gibt hohe Zinsen für die alte und neue Schuld. So sieht sich der Bauer nach wenigen Jahren in der Lage, sein ganzes Leben hindurch für Andre zu arbeiten und kaum bleibt ihm sein nothdürftiger Unterhalt. Die von Konstantin Mavrocordato seit 1739 den Bauern gegebene Freiheit war im Grunde nur eingebildet, da die ehemaligen Hörigen nicht zugleich freies Eigenthum erhielten. Der Landmann, der ein ihm nicht gehörendes Feld bearbeitet, muß die Frucht seiner Arbeit mit dem Grundeigenthümer theilen, der seinen Unterhalt gesichert sieht und ohne sich um die Verbesserung seiner Ländereien zu bekümmern, sich dem Müssiggange überläßt.*

Der große Umfang des Bodens, den man in den beiden Fürstenthümern im natürlichen Zustande läßt und die allgemeine Sitte, die in der unmittelbaren Nähe großer Straßen gelegenen Felder nicht anzubauen, geben dem Lande an vielen Stellen ein ödes Ansehn, das

* Lejeune, S. 61 ff.

den Reisenden täuscht. Nach dem überraschenden Anblicke, den er vor sich hat, ist er versucht, sich in einer Wüste zu glauben, er bemerkt außer den Posthäusern, wenig Wohnungen auf seinem Wege und sieht kaum einige andere Spuren von Bevölkerung.

Von allen angenehmen Empfindungen aber, welche die Schönheiten der Natur erregen, kann keine diejenigen übertreffen, die der Anblick der innern Theile des Landes erweckt. Romantische Hügel und Thäler, kleine Bäche, Wasserströme und mit Grün und Blumen geschmückte Felder, bieten dem Auge in der schönen Jahreszeit mannigfaltige Reize dar, vorzüglich zehn bis funfzehn Stunden vom Karpathen = Gebirge, zwischen dem Pruth und der Donau, bis nach Orsova hin. Die innern Theile dieses Gebirges selbst gewähren das erhabenste Schauspiel und seine Gipfel die schönsten und weitesten Aussichten. Wer die romantischen Gegenden der Alpen gesehen hat, kann nicht umhin, sich an sie zu erinnern, und die Eindrücke des Augenblicks

sind so groß, daß er nicht weiß, welchem Gebirge er den Vorzug geben soll. Während der ungeduldige Führer, wenn er, auf der Reise durch die Karpathen, über die steilen Pfade setzt, die gefährlichen Stellen verwünscht, die ihn bei jedem Schritte aufhalten, bleibt der Wanderer, der das Reisen liebt und ein Freund der Natur ist, voll Bewunderung stehen und kann sich immer nur mit Mühe und ungern von dem Anblicke dieser großen, malerischen Reize trennen, welche die Erde den glücklichsten Eingebungen des Schöpfergeistes verdankt. Gegen Ende des Aprils, sobald der Schnee geschmolzen ist, entwickelt sich die Natur mit unglaublicher Schnelligkeit, und Pflanzen und Bäume grünen. Schnelle Flüsse schlängeln sich durch gekrümmte Thäler, und kaum sieht man einen Hügel ohne mehre klare Quellen. Der Schatten der Bäume, der Duft blühender Linden und die wohlriechenden Kräuter, welche der Huf der Pferde zertritt, die weidenden Heerden, der Anblick der Dörfer in den Thalebenen, die zerstreuten Hirtenhütten auf den Berggipfeln, die in diesen Einsamkeiten

herrschende Stille, alles vereinigt sich, den Reisenden zu überraschen, zu erfreuen. *

Der Anblick der Karpathen ist ganz anders im Winter; alle Höhen sind mit Schnee bedeckt und die schmalen Straßen durch Gießbäche mit Schlamm und großen Steinblöcken angefüllt, welche sie fast unzugänglich machen; und da mehre Wege an den Rändern schrecklicher Abgründe angelegt sind, in deren Tiefe Bäche und Ströme sich Wege gebahnt haben, so hat der geringste Fehltritt des Reisenden unvermeidlich seinen Tod zur Folge. Die Hospodare vernachlässigten absichtlich die Besserung der Wege. Die Besorgniß, bei der Pforte den Argwohn zu erwecken, daß sie fremden Kriegsvölkern den Eingang in die Fürstenthümer erleichtern wollten, bestimmte sie, diese sonst so nöthigen Arbeiten nicht zu unternehmen, und sie wagten es nicht einmal, der osmanischen Regierung über diesen Gegenstand die mindeste Vorstellung zu machen.

---

* Lejeune, S. 48—49.

Dieser Landstrich ist wenig bewohnt. Während des Sommers fällen die hier wohnenden Landleute Holz, womit sie die Bewohner der Ebenen versorgen, welche keinen andern Brennstoff haben. Diejenigen Landleute, welche hier am längsten wohnen, sind bei den Posthäusern angestellt, die hier und da zur Erleichterung des Verkehrs zwischen den östreichischen Besitzungen und den osmanischen Staaten angelegt sind. Ein Zeichen ihres langen Aufenthaltes in der Nähe dieser Gebirggegend sind gewöhnlich die Kröpfe, von welchen die Bewohner der Alpen auch befallen werden. Diese Auswüchse gelangen zuweilen zu einer ungeheuern Größe und gewähren einen höchst ekelhaften Anblick; sie verzehren fast alle geistigen und körperlichen Kräfte der Unglücklichen, die daran leiden. Man findet sie besonders in dem Bezirk Ardschisch, wo man häufig kretinenartige Menschen sieht, die nicht über vier Fuß hoch und furchtbar entstellt sind. Sie haben einen ungeheuern angeschwollenen Kopf, welcher mit der Brust durch eine, um den Hals hervorragende Fleischmasse verbunden

zu sein scheint.* Die Eingeborenen schreiben dieses Uebel der Eigenschaft des Schneewassers zu, dessen sich die Gebirgbewohner allein bedienen.

Jedes Dorf im ganzen Umfange der Walachei hat eine dazu gehörende kleine Kirche oder Kapelle und einen oder zwei Priester, welche das Pfarramt verwalten. Die Geistlichen dieser Klasse werden aus den Landleuten genommen, von welchen sie sich in ihrem Aeußern nur durch einen langen Bart unterscheiden. Sie führen dieselbe Lebensart und verrichten dieselben Arbeiten, wenn sie nicht die Pflichten ihres Amtes erfüllen, sind aber von allen öffentlichen Abgaben befreit und zahlen nur eine jährliche Steuer von funfzehn Piastern an den Erzbischof. Die meisten können weder lesen noch schreiben. Sie lernen die gottesdienstlichen Formeln auswendig, und wenn man zufällig ein Buch in ihrer Kapelle findet, so kann man versichert sein, daß sie selten Gebrauch davon machen. Die Priester

---

* Lejeune, S. 11.

dieser Klasse stehen in jedem Bezirke unter dem Befehle der Archimandriten, oder sind Stellvertreter der Pfarrer, die ihrem Wohnorte am nächsten sind.

Der Menschenstamm, welchen man unter dem allgemeinen Namen, Zigeuner, Aegypter u. s. w. begreift, scheint, wie die Juden, im größten Theile Europa's und in andern Welttheilen verbreitet zu sein, da sie, wie jene, kein Vaterland haben und sich von andern Stämmen durch einen körperlichen und geistigen Charakterzug unterscheiden, der nur ihnen eigen ist. Die verschiedenen Abstufungen des Klima's und der Sittenzustand der Länder, worin sie geboren und erzogen worden sind, scheinen nicht den Einfluß auf sie zu äußern, den sie auf andere Menschenklassen haben und sie stehen, wie es scheint, in vielen Hinsichten nicht hoch über den Thieren.

Die Walachei und Moldau enthalten gegen hundert und funfzigtausend Zigeuner und ziehen von ihnen einen größern Nutzen, als andere Länder, wo sie sich gleichfalls aufhalten, indem sie sich hier in einem Zustande regelmä-

mäßiger Sklaverei befinden. Die Zeit ihrer ersten Niederlassung in diesem Lande ist nicht genau bekannt, aber Alles läßt glauben, daß sie ein ursprünglich indischer Stamm sind, welcher, durch Timur's Einfall in Indien verdrängt, weiter zog und im Anfange des funfzehnten Jahrhunderts zuerst in der Moldau, Walachei und in Ungarn erschien und von hier aus sich weiter verbreitete.

Die Zigeuner zeichnen sich, wie überall, durch eine braune Gesichtsfarbe und einen starken Körperbau aus. Beständig allen rauhen Wettern ausgesetzt, sind sie so abgehärtet, daß sie jede Art von Arbeit und Beschwerden ertragen zu können scheinen. Aber ihre angeborene Abneigung gegen die Arbeit ist so groß, daß sie alle Drangsale der Dürftigkeit dem Wohlstande vorziehen, den eine fortgesetzte Thätigkeit hervorbringt. Hang zum Diebstahl ist eine ihrer unterscheidenden Eigenschaften; sie werden aber nicht Diebe, um sich zu bereichern, und stehlen immer nur Kleinigkeiten.

Die Weiber haben denselben Körperbau, mit schönen und regelmäßigen Gesichtszügen,

sie sind von einem hübschen Aeußeren, ehe sie Mütter werden, aber sobald sie Kinder geboren haben, und sie haben gewöhnlich deren viele, macht ihre Schönheit einer widrigen Häßlichkeit Platz. Bei beiden Geschlechtern herrscht eine abschreckende Schmutzigkeit; das Ungeziefer, womit ihr Körper bedeckt ist, scheint einen nothwendigen Theil ihres Wesens auszumachen, da keine Rücksicht sie bewegen kann, sich reinlicher zu halten. Die meisten sind nur mit einigen Lumpen bedeckt und ihre Kinder gehen fast zu allen Jahreszeiten nackt.

Sie bekennen sich zu keiner besondern Religion und befolgen keine Glaubensvorschriften, wenn sie nicht von ihren Herren dazu gezwungen werden. Sie enthalten sich aller religiösen Heirathgebräuche und obgleich mehre wie Eheleute zusammen leben, so sind sie doch nur durch die Bande der Natur vereinigt.

Die Weiber haben den verderbtesten Charakter; keine von ihnen treibt regelmäßig das Gewerbe einer öffentlichen Dirne, aber sie können ihre Gunstbezeigungen nicht verweigern,

wenn ihnen das geringste Geldanerbieten gemacht wird.

Die Zigeuner der Fürstenthümer sind in zwei bestimmte Sklavenklassen eingetheilt, die eine besteht aus denjenigen, die der Regierung gehören und die andere aus solchen, die das Eigenthum von Bojaren sind. Jene heißen Domnesk, diese, die zahlreichste Klasse, Bojaresk. Die fürstlichen Zigeuner zerfallen in drei Klassen: Rudar, Zimmerleute und Goldsammler, Ursar, die mit Bären herumziehen, Siebe und Löffel machen, und Lajaschen, die mit Ambosen und Blasebälgen handeln und Schmiedearbeit verrichten. Alle diese Klassen tragen das Joch der Dienstbarkeit.* Man treibt mit ihnen keinen ordentlichen Handel und es ist nicht Sitte, sie öffentlich zum Verkauf auszustellen, man verkauft und kauft sie jedoch unter der Hand und der gewöhnliche Preis eines Sklaven von dem einen oder andern Geschlechte ist fünf bis sechshundert Piaster.

---

* Vergl. Sulzer, II., 136 ff.

Die Anzahl der, den beiden Regierungen gehörenden Zigeuner beläuft sich auf achtzigtausend, die Weiber und Kinder mitgerechnet. Man erlaubt ihnen, überall frei hinzugehen, wenn sie sich nur verpflichten, im Lande zu bleiben und eine jährliche Abgabe zu bezahlen, die vierzig Piaster für jeden Mann beträgt, der das Alter von funfzehn Jahren erreicht hat. Die Steuer, welche die Rudar von dem Ertrage ihrer Goldwäschen bezahlen können, fließt in den Schatz der Fürstinn. Was sie mehr gesammelt haben, müssen sie dem Armasch, ihrem Vorgesetzten, überlassen, der ihnen einen geringen Preis dafür bezahlt, um es zu seinem Vortheile höher zu verkaufen.*

Sie leben in verschiedenen Gegenden der Fürstenthümer zerstreut, und wohnen hier unter Zelten, indem sie sich in Gesellschaften von zehn bis funfzehn Familien trennen. Oft verändern sie ihren Wohnplatz, suchen aber immer sich in der Nähe von Städten oder Dörfern oder an Landstraßen niederzulassen.

---

* Sulzer, II., 144.

Der Reisende, der sich ihren Zelten nähert, wird immer von einem Haufen nackter Kinder umringt, die ihn um eine Gabe bitten, und es wird ihm nicht leicht, sich von ihrer Zudringlichkeit zu befreien, wenn er ihnen nicht einige Para's hinwirft.

Die Hauptbeschäftigung der Männer und Weiber, welche dieses unstäte Leben führen, besteht darin, daß sie grob gearbeitete eiserne Werkzeuge, so wie Körbe und andere Holzarbeiten, verfertigen und verkaufen. Sie arbeiten aber nur so viel, als nöthig ist, sich die Mittel zum Unterhalte zu verschaffen. Obgleich sie eine natürliche Leichtigkeit und eine gewisse Geschicklichkeit besitzen, Künste zu lernen, so legen sich doch nur wenige darauf. Der Musik geben sie vor allen andern Künsten den Vorzug; diejenigen, welche sich damit beschäftigen, spielen täglich für eine Kleinigkeit in Schenken, und sie werden auch häufig in die Häuser der ersten Bojaren gerufen, so oft man Musik bedarf. Einige verdingen sich als Maurer und empfangen einen Piaster für den Tag. Man gebraucht sie stets zu öffentlichen Bau=

ten und gibt ihnen keinen Lohn, als die Kost und einen verhältnißmäßigen Erlaß von ihrer Abgabe.

Die andere, weit zahlreichere Klasse der Zigeuner ist in Familien getheilt, welche Bojaren und anderen Personen gehören, die aus ihnen den größten Theil ihrer Dienstboten wählen. Andere arbeiten in den Weinbergen oder auf den Landgütern ihrer Herren, und den übrigen erlaubt man entweder einen kleinen Handel zu treiben oder unter denselben Bedingungen, die den, der Regierung gehörenden Zigeunern bewilligt sind, im Lande herumzuziehen.

Die Sitte, die Zigeuner zu verschiedenen wirthschaftlichen Geschäften und vorzüglich als Köche zu gebrauchen, herrscht in beiden Fürstenthümern, aber obgleich die dadurch gewonnene Ersparniß in den Häusern, wo man viele Diener zu halten pflegt, beträchtlich ist, so sind doch die, mit diesem Gebrauche verbundenen Unannehmlichkeiten viel größer, wiewohl sie kaum bemerkt werden. Die außerordentliche Unreinlichkeit der Köche und die Sorg-

losigkeit der Gebieter, machen die Küchen der Bojaren so ekelhaft, als Schweinställe. Der unheilbare Hang zum Laster und die Faulheit dieser Diener, verursachen unaufhörliche Unannehmlichkeiten. Fast in allen Häusern hat man, um sie im Zaume zu halten, eine Art von Strafgesetzbuch eingeführt; die strengste Strafe sind Stockschläge auf die bloße Fußsohle. Sie wird von einem andern Zigeuner, in Gegenwart des Oberaufsehers, und häufig des Gebieters oder der Gebieterinn, vollzogen. Die vornehmen Frauen, so jung und schön sie auch sein mögen, zeigen keinen Widerwillen, solche Strenge ausüben zu lassen. Die zweite Strafe besteht darin, daß man auf den Kopf des Sträflings eine Art von eisernem Helm mit zwei ungeheuern Hörnern von demselben Metalle setzt und ihn unter dem Kinne so befestigt, daß er dem damit Belasteten unerträglich wird und ihn weder essen noch trinken läßt, so lange er verurtheilt ist, ihn zu tragen.

Es ist übrigens gewiß, daß die dienenden Zigeuner ohne Züchtigung nicht zur Ordnung angehalten werden können, und daß man

ihnen keine, etwas langwierige Arbeit auflegen kann, ohne zu Peitschenhieben seine Zuflucht zu nehmen. Die Personen, in deren Besitze sie sind, haben nicht Macht über ihr Leben, indeß hat es sich zuweilen ereignet, daß unglückliche Zigeuner unter den Streichen umgekommen sind, ohne daß die Regierung oder die Gemeinde darauf geachtet hätte.

Diesen verderbten Geschöpfen wird die Sorge für die Erziehung der Bojarenkinder anvertraut. Da die vornehmen Frauen ihre Kinder nicht selbst zu stillen pflegen, so nehmen sie Zigeunerinnen zu Ammen, die durch ihre Lebensart beständig Krankheiten ausgesetzt sind, welche der guten Eigenschaft ihrer Milch schaden. Ihre schlechte Nahrung und ihre Unreinlichkeit müssen ebenfalls Einfluß auf die Gesundheit der Kinder haben.

Obgleich die Zigeuner einen so wesentlichen Theil der Gemeinde bilden, so werden sie doch nicht weniger mit tiefer Verachtung von den andern Einwohnern angesehen, die sie wie Thiere behandeln und das Wort Dieb

oder jedes andere ähnliche, für eine geringere Beleidigung halten, als den Namen Zigeuner.

Aus dieser Klasse allein wählt man die öffentlichen Nachrichter, da aber ihr Amt nur von kurzer Dauer ist, so haben die unglücklichen Verbrecher viel von ihrer Unerfahrenheit und Ungeschicklichkeit zu leiden.

Die moldauischen und walachischen Zigeuner sprechen die Sprache des Landes, das sie bewohnen. Diejenigen unter ihnen aber, welche ein wanderndes Leben führen, bedienen sich eines eigenthümlichen und verderbten Kauderwälsch, das aus bulgarischen, servischen und ungarischen Wörtern zusammengesetzt und mit einigen türkischen vermischt ist. Ihre Aussprache lautet jedoch der ungarischen Sprache so ähnlich, daß jemand, der beide Sprachen zu hören gewohnt ist, leicht die eine für die andere halten könnte.

Ihr Zustand als Sklaven wird von den angränzenden Völkern anerkannt, und diejenigen, welche entlaufen, werden ihren Gebietern

wieder zugestellt, die sie als ihr Eigenthum zurückverlangen. Das Entwischen ist jedoch nicht häufig, und wenn es statt findet, so gebrauchen die Flüchtlinge hinreichende Vorsicht, um die Entdeckung ihrer Zuflucht zu verhindern.

VIII.

Allgemeine Betrachtungen über die Griechen. Ihre Zulassung zur Regierung der Fürstenthümer. Ihr politisches System. Krieg zwischen England, Rußland und der Türkei, im Jahre 1806. Ursachen, warum der Kriegszug der Engländer gegen Konstantinopel fehlschlug. Veränderung der Politik der osmanischen Regierung. Friede mit England. Friede mit Rußland und dessen Veranlassungen. Die Hospodare Kallimachi und Karadtsa. Tod des Fürsten Demetrius Murusi. Karadtsa's Flucht. Betrachtungen über das Benehmen der Pforte gegen die beiden Fürstenthümer.

Unter den Ereignissen, welche auf den politischen Zustand der Moldau und Walachei Einfluß gehabt und den Gemeingeist in diesen Ländern vernichtet haben, ist keines verderblicher gewesen, als die politische Einrichtung,

welche die Griechen des Fanar * oder Fanal gründeten, als sie zur Verwaltung der Fürstenthümer gelangten.

Seitdem die Griechen aufgehört haben, ein selbständiges Volk zu sein, sind sie erniedrigt, herabgewürdigt und unterdrückt worden, und die Gesittung ist unter ihnen in dem Verhältnisse ausgeartet, als schwerer und grausamer das Joch wurde, das auf ihren Häuptern lastete. Unmerkbar haben sie sich an jene Verworfenheit und an den knechtischen Gehorsam gewöhnt, die von einem solchen Zustande der Sklaverei unzertrennlich sind, und Verstellung und Falschheit sind die Hauptzüge ihres sittlichen Charakters geworden. Die Macht der Umstände endlich, welche beständig auf sie einwirken, hat sie nach und nach mit all den Lastern vertraut gemacht, welche den Menschen entwürdigen und erniedrigen können.

---

* Der Fanar ist ein Bezirk von Konstantinopel, wo alle Griechen wohnen, die zur Regierung der Fürstenthümer gelangen. Man unterscheidet diese Familien daher durch den Namen Fanarioten von den anderen Griechen in Konstantinopel.

Der Ehrgeiz einiger Griechen, die zu Konstantinopel in Dunkelheit lebten, wurde erweckt, als das Geschäft eines Staatsdollmetschers bei der Pforte ein wichtiges Ansehen erlangte. Dieß geschah unter der Leitung ihres Landsmannes, Alexander Mavrocordato, der von einem armen Seidenhändler * auf der Insel Scio abstammte und lange in Padua die Arzneiwissenschaft studirt hatte, während er sich die Kenntniß der vornehmsten europäischen Sprachen erwarb. Dieser ausgezeichnete Mann trat endlich aus der ärztlichen Laufbahn, die er in Konstantinopel verfolgte, in die politische, und ward zum Dragoman der Pforte ernannt. Bei den Friedensunterhandlungen in Carlowitz (1699) erwarb er sich so viele Verdienste, daß er großes Ansehen erlangte, bis er 1709 im Besitze eines bedeutenden Ein=

* Panthetis Mavrocordato, Alexander's Vater, heirathete in Konstantinopel die Tochter eines reichen Hofviehhändlers, des Griechen Skarlatos, die Braut des walachischen Fürsten Matthäus Bessaraba, die ihr Bräutigam zurückschickte, weil sie durch die Blattern ihre Schönheit und ein Auge verloren hatte.

flusses starb. Sein Sohn Nicolaus, der Erbe seines Ruhms, wurde 1712 zum Woiwoden der Moldau ernannt und erhielt 1716 die Herrschaft über die Walachei. Seit dieser Zeit ertheilte der osmanische Hof die beiden fürstlichen Würden denjenigen Griechen, welche als Staatsdollmetscher ihm zu seiner Zufriedenheit gedient hatten, nicht sowohl als Belohnung für ihre Dienste, als weil er ihren persönlichen Charakter und den Grad ihrer Fähigkeit kennen gelernt hatte. Außer den Staatsdollmetschern erhielten nur die Söhne eines Hospodar's die beiden Fürstenstühle.

Auf der andern Seite schienen die Beweise, welche die Griechen beständig von ihrer Knechtschaft gaben, und die anscheinende Unmöglichkeit, je wieder ein selbständiges Volk zu werden, sie zu den geschicktesten Werkzeugen zu machen, die neue Verfassung zu schützen, welche die Pforte in den Fürstenthümern einführte. Sie hätte die Freiheiten dieser Länder auf einmal mit Füßen treten können, aber sie begnügte sich, das Dasein dieser Freiheiten trüglich zu machen, indem sie

beiden Ländern Fürsten gab, die ganz auf der Seite der osmanischen Regierung waren und Sklaven ihres Willens sein sollten.*

Die Möglichkeit, an der öffentlichen Verwaltung Theil zu nehmen, war kaum den Griechen bekannt geworden, als diejenigen, welche das Türkische und die europäischen Sprachen verstanden, jede andere Laufbahn verließen und eine besondere Klasse bildeten, die sich den adeligen Titel und das ausschließende Recht anmaßte, zum Staatsdienste berufen zu werden.

In kurzer Zeit mehrte sich jedoch die Zahl der Mitbewerber beträchtlich; alle gleich begierig und ungeduldig, denselben Zweck zu er-

---

* In den Schreiben des Sultans, wodurch die Fürsten eingesetzt oder abgesetzt werden, heißen sie „die auserwählteſten und vortrefflichsten Fürsten aus dem Volke, das an Jesum glaubet" „die Edelsten unter den Fürsten, die an den Messias glauben," aber in dem Ferman, der sie ernennt, auch treffend genug „eine von uns angezündete Kerze, eine wohlriechende, von unserer Hand erbaute Pflanze." Ld.

reichen. Sie führten ein System von Ränken und Bestechung ein, das zu beständigen Veränderungen in der Regierung der Fürstenthümer Anlaß gab und die Pforte gewöhnte, diese Länder als Pachtgüter zu betrachten, die den Meistbietenden überlassen werden mußten. Die fürstlichen Pachter wurden demnach abgesetzt und abgerufen, so oft die Anerbietungen und Versprechungen einiger ihrer Landsleute vortheilhafter erschienen.

Seit der Zeit, wo dieses System eingeführt wurde, bis zum Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts, das heißt, in einem Zeitraume von neunzig Jahren, ist die Walachei allein in den Händen von vierzig verschiedenen Fürsten gewesen, ohne zu rechnen, daß sie von 1770 bis 1774 von den Russen, von 1789 bis 1792 von den Oestreichern und Russen und von 1806 bis 1812 aufs neue von den Russen besetzt war.

Die Uebel, welche natürlich aus einem solchen Zustande der Dinge hervorgehen mußten, drückten beide Völker so danieder, daß

der russische Hof, schon durch den Vertrag von Kutschuk Kainardschi (1774) berechtigt, sich zu ihren Gunsten einzumischen, beim Frieden zu Jassy im Jahre 1792 der Pforte die Verbindlichkeit auflegte, die Fürsten der Moldau und Walachei während des Zeitraumes von sieben Jahren in ihrer Würde zu lassen und sie auf keine Weise vor dem Ablaufe dieser Zeit zu beunruhigen. Diese Verpflichtung gingen die osmanischen Bevollmächtigten zwar ein, aber in der Vollziehung wurde sie von der Pforte nicht gehörig beachtet und die häufigen Uebertretungen derselben gaben zu beständigen Vorstellungen von Seiten des russischen Hofes Anlaß. Im Jahre 1802 erhielt jedoch der Fürst Konstantin Ypsilanti die Walachei und der Fürst Alexander Murusi die Moldau, und dem russischen Minister bei der Pforte wurde nach langen Verhandlungen die ausdrückliche Zusage gegeben, daß keiner von beiden Fürsten vor der, in dem Vertrage bestimmten Zeit seines Amtes entsetzt werden sollte, wenn er sich nicht eines Vergehens schuldig gemacht hätte, das nach der Meinung

des russischen Ministers seine Absetzung rechtfertigte.

Im Jahre 1805 wurde die Pforte durch die Kunstgriffe Napoleon's, der die Türkei für sein Continental-System zu gewinnen suchte, veranlaßt, ein Betragen zu befolgen, das Rußland nur für eine absichtliche Verletzung der bestehenden Verträge und für das Vorspiel einer nahen Verbindung mit Frankreich halten konnte, obgleich man in einer öffentlichen Audienz, die der Sultan dem russischen Gesandten, Herrn von Italinsky, gab, die Bestätigungen des, zwischen den beiden Mächten geschlossenen letzten Schutzbündnisses förmlich ausgewechselt hatte.

Die Hospodare Ypsilanti und Murusi wurden plötzlich und ohne Vorwissen der russischen Gesandtschaft abgesetzt; des letztern Stelle erhielt Karl Kallimachi und dem erstern folgte Alexander Suzzo, ein Mann, den man für einen Anhänger Napoleon's hielt und der stets dem Vortheile Rußlands entgegen gewesen war.

Schon vor diesem Ereignisse herrschte einige Kälte zwischen den Höfen von Petersburg und Konstantinopel. Sie wurde dadurch hervorgebracht, daß die Pforte plötzlich beschloß, die Beschützungen von Seiten fremder Mächte zu unterdrücken, indem sie alle Freibriefe vernichtete, welche bisher türkischen Eingeborenen ertheilt worden waren, die durch diese Briefe Ermächtigung erhielten, sich unter den Schutz fremder Höfe zu begeben, obgleich sie in den osmanischen Besitzungen wohnten und Handel trieben. Der Hof von Petersburg wurde besonders durch die Art gereizt, wie man diesen Entschluß ausführte. Man zwang nämlich öffentlich und gewaltsam alle, von Rußland beschützten Einwohner dieser Klasse, ihre Schutzbriefe abzuliefern, ohne im mindesten auf die Vorstellungen der russischen Gesandtschaft zu achten.

Die Absetzung Ypsilanti's führte die Entscheidung herbei. Sogleich wurde ein russisches Heer über die Gränzen geschickt, um die Vollstreckung der Verträge zu sichern, und es besetzte die Festungen Bender und Chotzim,

eine Maßregel, die der Pforte eine Kriegserklärung zu sein schien. Der Mufti gab daher sein Fetfa*, das es für rechtmäßig erklärte, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben.

Diesem Bruche folgte bald ein andrer mit England, das sich mit Rußland vereinigt hatte, um sich Napoleon's wachsendem Einflusse auf die Pforte zu widersetzen. Als der englische Gesandte, Karl Arbuthnot, im Jahre 1805 in Konstantinopel ankam, äußerte die Pforte den Wunsch, den im Jahre 1799 geschlossenen Vertrag, dessen achtjährige Dauer sich ihrem Ende nahte, zu erneuern. Dieser Vertrag vollendete den dreifachen Bund zwischen England, Rußland und der Türkei, welcher der gemeinschaftlichen Sache so wichtige Vortheile gebracht hat.

Da Arbuthnot nicht die, zu diesem besonderen Zwecke nöthigen Vollmachten besaß, so schrieb er an seinen Hof und bat um Ver-

* Eine Kriegserklärung des Sultans muß die Bestätigung des Mufti, als des Oberhauptes der Religion, erhalten. Er macht seine Billigung durch ein Manifest bekannt, das Fetfa heißt.

haltungbefehle, die er auch bald erhielt. Er schlug hierauf den türkischen Ministern vor, die Unterhandlungen zu beginnen; plötzlich aber fingen sie an, Bedenklichkeiten zu äußern und zur großen Ueberraschung des englischen Gesandten endigten sie damit, daß sie rückgängig machten, wozu sie aufgefodert hatten. Die Ränke des französischen Gesandten und Napoleon's Eroberungen hatten einen solchen Eindruck auf das Gemüth des Sultans und seiner Minister gemacht, daß keine Vorstellung, keine Drohung sie bewegen konnte, das zu thun, was sie selbst vorher so lebhaft gewünscht hatten.

Auf der andern Seite konnte dem englischen Gesandten die Absetzung der Hospodare und die Art, wie man die fremden Freibriefe oder Schutzversprechungen vernichtet hatte, nicht gleichgiltig sein. Von den Klagen derjenigen gerührt, die unter englischem Schutze Freibriefe besaßen und deren Vortheile die britische Regierung vertheidigen mußte, und in Folge der Bitten des russischen Gesandten, der ihn einlud, mit vereinten Kräften sich den gewaltsamen Maßregeln der türkischen Regie=

rung zu widersetzen, machte der englische Gesandte der Pforte Vorstellungen gegen ihr Verfahren, und ohne sich ausdrücklich zum Vertheidiger des vor kurzem eingeführten Gebrauchs zu erklären, Landeseingebornen fremde Schutzbriefe zu ertheilen, rieth er nur, Mäßigung zu gebrauchen und auf eine schonendere Weise das neue System ins Werk zu setzen. Er merkte jedoch bald und zwar auf eine Weise, die ihm keinen Zweifel übrig ließ, daß alle Vermittlung vergeblich sein würde, und daß die türkische Regierung fest entschlossen war, lieber Alles aufs Spiel zu setzen, als von ihrem einmal gefaßten Plane abzugehen, und er hielt es daher für klug, die Schutzgenossen seines Hofes zu bewegen, ihre Freibriefe, wie aus eigenem Antriebe, der Pforte zu überliefern. Zugleich gelang es ihm durch seine besondern Empfehlungen, das Eigenthum und die persönliche Sicherheit dieser Menschen zu schützen, welche auf diese Weise nicht nur dem Unwillen der türkischen Regierung entgingen, sondern auch von ihr gut behandelt und zum Theil begünstigt wurden.

Der englische Gesandte war indessen weniger nachsichtig gegen die anderen Maßregeln der Pforte, und als er, in Gemeinschaft mit Rußland, auf die augenblickliche Wiedereinsetzung der Hospodare Ypsilanti und Murusi bestand, so wurde die Sache im Divan verhandelt. Die einstimmige Meinung war, dieser Foderung entschlossenen Widerstand entgegen zu setzen. Der Sultan aber erklärte endlich, daß er, so demüthigend es auch sein möchte, hier nachzugeben, lieber zu allen Opfern sich entschließen, als mit England brechen wollte.

Diese Entscheidung wurde alsbald zur Ausführung gebracht, zum großen Mißbehagen des französischen Gesandten Sebastiani, dessen Hauptabsicht es war, das Feuer anzufachen, das er entzündet hatte. Als jedoch die Pforte bald darauf erfuhr, daß die russischen Truppen bereits in die Moldau eingerückt waren, so nahm die Sache eine ganz entgegengesetzte Wendung, der russische Minister wurde weggewiesen und der Großwessir rückte ins Feld.

Um diese Ereignisse in ihrem wahren Lichte zu zeigen, ist es nöthig, zu bemerken, daß es weder die Absicht Englands noch der Wunsch Rußlands war, sich in einen ernstlichen Krieg mit der Türkei einzulassen. Man wollte der Pforte nur zeigen, daß sie zu ihrem eigenen Beßten von einem Betragen abgehen müßte, welches allem Ansehen nach auf eine Veränderung des politischen Systems deutete und den Argwohn vollkommen zu bestätigen schien, daß der Sultan eine Verbindung mit Napoleon eingegangen war.

Um die Pforte von der französischen Partei zu trennen und sie zu bewegen, die Verbindungen wieder anzuknüpfen, welche früher zwischen ihr und ihren Verbündeten statt gefunden hatten, hielt man Zwangmittel für nöthig, und damit diese mehr Gewicht erhielten, kam man überein, daß Rußland ein Heer im Norden und England eine Flotte im Süden rüsten sollte.

Als die englische Flotte vor Konstantinopel erschien, verursachte ihre Gegenwart die größte Bestürzung und Verwirrung. Der Sultan

schickte ohne Zeitverlust einen Bevollmächtigten ab, um Friedensvorschläge zu machen und es begannen Unterhandlungen mit Arbuthnot, der sich auf dem Admiralschiffe Royal = Sovereign befand. Sie gingen aber mit weit weniger Lebhaftigkeit von statten, als es die Umstände heischten, und gewährten den Franzosen Zeit, sich durch ihre Ränke in Vortheil zu setzen. Der General Sebastiani und Franchini*, Napoleon's thätige Geschäftführer, die wohl wußten, daß die erste Wirkung des Sieges der Engländer die Vertreibung der französischen Gesandtschaft aus Konstantinopel sein würde, gaben sich die größte Mühe, die Unterhandlungen abzubrechen. Sie wendeten, um zu diesem Zwecke zu gelangen, alle Mittel an, die in ihrer Macht standen und es glückte ihnen durch folgende List. Pehlivan Aga, der Hauptmann der Janitscharen, hatte ehemals

* Franchini war damals erster Dolmetscher der Gesandtschaft; nach dem Frieden trat er in russische Dienste und war in derselben Eigenschaft bei der russischen Gesandtschaft zu Konstantinopel angestellt. W.

ein Regiment befehligt, das die Ehrenwache der französischen Gesandtschaft bei der Pforte bildete. Nachdem er eine Zeitlang diese Stelle bekleidet hatte, war er ein vertrauter Freund der Franzosen geworden, und seitdem ergab er sich ganz ihrer Partei. Als der General Sebastiani sah, daß man Frieden mit England schließen wollte, schickte er Franchini zu ihm, um ihm einen Plan an die Hand zu geben, den der türkische Offizier sogleich ins Werk setzte. Er ging ins Serai * mit einer sehr bekümmerten Miene und als ihm der Großherr den Zutritt erlaubt hatte, richtete er folgende Worte an ihn: „Der Herr möge deine geheiligte Person und das osmanische Reich vor allem möglichen Uebel bewahren. Ein

* Es ist ein gewöhnlicher Irrthum, daß der Name Serai ausschließend einem Palaste zukomme, in welchem die Weiber des Großherrn bewacht werden. Die Wohnung des Sultans in der Stadt heißt Serai, seine Weiber wohnen auch hier, aber ihre Zimmer nennt man Harem. Das Serai nimmt den ganzen Flächenraum ein, auf welchem Byzanz gebaut war und es ist von den alten Mauern dieser Stadt umgeben. W.

reines Pflichtgefühl führt mich vor deine königliche Person, um Dir Folgendes zu melden. Seit der Erscheinung der Flotte der Ungläubigen vor deinem Palaste ist eine so lebhafte und allgemeine Gährung unter meinen Janitscharen entstanden und sie sind so mißvergnügt über die schimpfliche Furcht, worein die Erscheinung dieser Flotte deine Minister versetzt hat, und über ihre Unterhandlungen mit den Engländern, daß eine allgemeine Empörung ausbrechen wird, wenn man nicht die Unterhandlungen abbricht und alle Friedensvorschläge mit Verachtung zurückweis't. Sie erklären, daß es unter der Würde und dem Ruhme des osmanischen Reiches und erniedrigend sei, einen Vertrag zu unterzeichnen, weil einige Schiffe erschienen sind, um durch ihre Prahlereien die Hauptstadt in Furcht zu setzen und dem Beherrscher der Osmanen ihren Willen zum Gesetze zu machen. Deine tapfern Janitscharen wollen nicht dulden, daß ein so entehrender Makel den Glanz der osmanischen Waffen verdunkle. Sie sind alle bereit, ihr Leben zu opfern, um deine Woh-

nung zu vertheidigen und die Ehre und den Glauben des osmanischen Volkes zu rächen. Nie aber werden sie einwilligen, gleichgiltige Zeugen einer, für den türkischen Namen so schimpflichen Unterwerfung zu sein."

Kaum hatte Sultan Selim, ein von Natur schwacher und leichtgläubiger Fürst, diese Botschaft erhalten, die im Namen der Janitscharen überbracht wurde, welche damals mit der Regierung in gutem Vernehmen und, wie es schien, mit den Truppen des Nisam-Dschedid in Verbindung standen, als er befahl, daß alle Unterhandlungen mit den Engländern abgebrochen und sogleich Anstalten zur Vertheidigung getroffen werden sollten, wenn man Feindseligkeiten anfinge.

Dieses, bis jetzt unbekannt gebliebene Verfahren, von welchem nur noch Wenige unterrichtet sind, war die wahre Ursache des Bruchs der Unterhandlungen, welche im Anfange einen glücklichen Erfolg versprachen. Die Flotte entfernte sich, ohne eine feindliche Absicht gezeigt zu haben und überließ der triumphirenden Par-

tei der Franzosen den entschiedensten Einfluß im Serai.

Ehe wir Betrachtungen über die hierauf folgenden Ereignisse anstellen, wird es nicht unnütz sein, einige Bemerkungen über den Charakter derjenigen Männer vorauszuschicken, welche zu dieser Zeit an der Spitze der türkischen Regierung standen, weil man ihnen die völlige Umwandlung des politischen Systems der Pforte zuschreibt.

Hafiz Ismael Pascha, im Jahre 1805 zum Großwessir ernannt, war ein Mann von niedriger Herkunft, unwissend, arm und so geldgierig, daß er, als er zu seiner Stelle gelangte, den Plan entwarf, eine Veränderung in der Regierung der Moldau und Walachei vorzunehmen, obgleich die, in den Verträgen vorgeschriebene Zeit noch nicht abgelaufen war, indem er hoffte, Hilfgelder zu gewinnen und sich ein Einkommen zu sichern, das ihm die, um die Herrschaft sich bewerbenden Griechen, welche keinen geringen Vortheil von der Unwissenheit und den eigennützigen Planen des

Wessirs zogen, nach ihrer Ernennung zu entrichten versprachen.

Ibrahim Aga, Kiaja Bey oder Minister des Innern, war ein Mann von geringen Kenntnissen und großem Ehrgeize. Um die Gunst seines Herrn zu gewinnen, und, nach seiner Meinung, dem Staate einen großen Dienst zu leisten, übernahm er das Geschäft, die Schutzbriefe zu vernichten und that dieß auf eine so beleidigende und anmaßende Weise, daß keine fremde Macht, welche auf ihre Würde hielt, dabei hätte ruhig bleiben können.

Der Mufti, Scheriff-Zaade-Atta-Efendi, und der Janitscharen Hauptmann, Pehlivan-Mehmet-Aga, waren ganz auf der Seite der Franzosen. Sie unterstützten mit Vergnügen alle Maßregeln, welche die Pforte mit England und Rußland entzweien konnten und den Plan Napoleon's, den dreifachen Bund aufzulösen, zu begünstigen schienen.

Galib, Reis Efendi oder Minister der auswärtigen Angelegenheiten, und Jussuf-Aga, Valide Kiajassy oder Kanzler der Kaiserinn Mutter, waren die einzigen Staatsmänner,

welche der gemeinschaftlichen Sache ergeben waren. Sie mißbilligten die Maßregeln, die man befolgte, da sie aber die Minderzahl bildeten, so unterlag ihre Meinung, und sie hielten es Beide für klug, sich von den Geschäften zurückzuziehen, um alle Verantwortlichkeit für die Folgen, die sie voraussahen, von sich zu entfernen.

Die Kriegsunternehmungen auf der Donau, welche auf den Ausbruch der Feindseligkeiten zwischen den Russen und Türken folgten, fielen für den Zweck, den die Russen dabei hatten, nicht glücklicher aus, als die Drohungen der englischen Flotte.

Der Friede von Tilsit folgte, und die Pforte, welche mit Recht auf eine wirksame Vermittelung von Seiten Napoleon's in ihrem Zwiste mit Rußland rechnen durfte, erlangte keinen andern Vortheil, als einen langen Waffenstillstand, dessen erste Bedingung der Rückzug der Heere aus den Fürstenthümern war, die jedoch nicht geräumt wurden. Man ging indessen Friedensunterhandlungen ein, und die große Revolution, welche den Sultan Selim

vom Throne stürzte und seinen Tod verursachte, führte endlich eine neue Ordnung der Dinge in Konstantinopel ein und bewirkte eine gänzliche Veränderung im politischen Systeme des türkischen Kabinets. Die Pforte blieb nicht länger blind gegen das zweideutige Benehmen Napoleon's, als dieser mit Rußland sich wieder vereinigt hatte, und sie fing an, einzusehen, daß ihre Feindseligkeit gegen England nicht nur ohne Beweggründe, sondern selbst den Vortheilen des Landes entgegen gewesen war.

Im Jahre 1808 wurde zum zweiten Male ein englischer Bevollmächtigter (Adair) nach den Dardanellen* geschickt, um über den Frieden zu unterhandeln, der endlich im December desselben Jahres unterzeichnet wurde.

Zu derselben Zeit suchten türkische Bevollmächtigte, welche während des Waffenstillstandes nach Bucharest geschickt wurden, die Streitigkeiten mit Rußland beizulegen. Es fand jedoch die Zusammenkunft zwischen den

* Sir Arthur Paget war im Jahre 1807 ohne Erfolg dahin geschickt worden. W.

Kaisern Alexander und Napoleon zu Erfurt statt, und da die Vorschläge, welche sie gemeinschaftlich dem britischen Hofe machten, ohne Erfolg blieben, so mußte der Fürst Prosoroffski, der Oberbefehlhaber der russischen Heere in der Moldau und Walachei, den Bevollmächtigten erklären, daß der Kaiser Alexander, der sich dem Festlandbunde angeschlossen hätte, dessen Hauptzweck ein ewiger Krieg mit England wäre, keinen Frieden mit der Türkei schließen könnte, wenn nicht der kürzlich in Konstantinopel angekommene englische Gesandte aus dem osmanischen Reiche verwiesen würde.

Die türkischen Botschafter drückten ihre Verwunderung über die Wandelbarkeit des russischen Hofes aus, der zuerst zu Unterhandlungen eingeladen und damals auf keine Weise Englands erwähnt hatte. Sie verlangten jedoch Zeit bis zur Ankunft der Befehle, die ihnen nöthig waren, um auf eine so unerwartete Eröffnung eine amtliche Antwort zu ertheilen. Sie schickten zu diesem Zwecke einen Boten nach Konstantinopel, und ihn begleitete der General-Adjutant des Fürsten Prosoroffski,

Oberst Bock, der bei seiner Ankunft der Pforte den Entschluß des Kaisers durch den französischen Minister Latour-Maubourg mittheilen ließ.

Die osmanische Regierung rief ohne Zaudern ihre Bevollmächtigten vom Congresse zu Bucharest zurück, und die Feindseligkeiten fingen wieder an.

Zu Erfurt war zwischen den Kaisern Alexander und Napoleon ein Theilungplan gemacht worden. Die türkischen Provinzen sollten an Rußland fallen und Spanien an Frankreich. Nach dieser Uebereinkunft zwischen den beiden Herrschern wurden dem englischen Hofe Vorschläge gemacht. Die Unterhandlungen mit dieser Macht verlangten Zeit, und ehe sie weit vorgeschritten waren, machte Napoleon seinem Senate bekannt, daß die Moldau und Walachei den Besitzungen seines Freundes und Verbündeten, des Kaisers Alexander, einverleibt wären. Er änderte jedoch seine Ansichten, als er merkte, daß England fest entschlossen war, nur unter der Bedingung der Räumung Spaniens zu unterhandeln, und daß er, wenn er

diese Bedingung annehmen wollte, der russischen Macht einen großen Vortheil gegen die Türkei ließe, ohne selbst einen Nutzen von dem zu Erfurt geschlossenen politischen Handel zu ziehen.

Das Kontinentalsystem, welches er dadurch zu rechtfertigen suchte, daß er alle Noth Europa's der tyrannischen Hartnäckigkeit zuschrieb, womit England auf Krieg bestände, verschaffte ihm einen hinreichenden Vorwand, Rußland zur Fortsetzung der Feindseligkeiten gegen die Türkei aufzufodern, die eben mit Groß-Britannien Friede geschlossen hatte. Auf der andern Seite gelang es ihm, die türkische Regierung zu bewegen, auf die Zurückgabe der, von russischen Truppen besetzten Fürstenthümer zu bestehen, um die Feindseligkeiten so lange fortzusetzen, als der russische Hof seine Einwilligung zur Räumung verweigerte. Sein Wunsch, diese beiden Mächte fortwährend in Zwietracht zu sehen, wurde nur vermehrt, als er später den Plan entwarf, Rußland zu überfallen, das, auf der einen Seite von den Persern, auf der andern von den Türken ange-

griffen, sich genöthigt sah, ansehnliche Heere an entfernte Gränzen zu schicken.

Der erschöpfte Zustand der Türkei, die Vermittelung Englands und die Ungeduld Rußlands, das Frankreichs feindliche Zurüstungen sah, die offenbar ihm galten, beschleunigten den Friedenschluß zwischen der Pforte und dem russischen Hofe im Jahre 1812. Troß den Nachtheilen einer so bedenklichen Lage aber, schloß der Hof von Petersburg mit den beiden andern Mächten einen vortheilhaften Vertrag. Galib Efendi, der seit den großen Veränderungen in der Regierung zu Konstantinopel seine Stelle als Minister der auswärtigen Angelegenheiten wieder eingenommen hatte, war in den Jahren 1811 und 1812 erster Bevollmächtigter zu Buchareſt, aber der griechische Fürst, Demetrius Murusi, welcher als Staatsdolmetscher bei den Unterhandlungen zugegen war, leitete sie größtentheils und war in der That mit ausgedehnten Vollmachten versehen. Er war, wie seine beiden Brüder, seit dem Anfange seiner politischen Laufbahn der russischen Partei unwandelbar erge-

ben gewesen, und seine Hoffnung, nach der Wiederherstellung des Friedens zum Herrscher über eines der beiden Fürstenthümer ernannt zu werden, wonach sein Ehrgeiz besonders strebte, schien sehr gegründet zu sein. Sein öffentliches Amt, seine Dienste beim Congresse, und die Unterstützung des russischen Hofes, waren in der That Umstände, die seine Erwählung gewiß zu machen schienen.

Die Abtretung der Walachei und Moldau an Rußland konnte daher auf keine Weise in seinen Absichten liegen, und er kämpfte mit Nachdruck und Erfolg dagegen. Indem er aber der Pforte einen so wichtigen Dienst leistete, war es nöthig, auf der andern Seite den Russen einen Beweis seiner Anhänglichkeit zu geben. Hätte er auf die gänzliche Zurückgabe der beiden Fürstenthümer bestanden, so wäre sie unfehlbar von den russischen Bevollmächtigten bewilligt worden, welche Befehl hatten, den Friedenschluß zu beschleunigen, und jede Bedingung anzunehmen, die sich nicht über jene Zurückgabe erstreckte. Murusi aber, der von dieser Geneigtheit vollkommene Kennt=

niß hatte, schloß den Vertrag ab und überließ den Russen den schönsten Theil der Moldau, der zwischen den Flüssen Dniester und Pruth liegt, indem er den letzteren Fluß für die Zukunft zur Gränze des russischen Gebiets machte.

Die wachsamen Geschäftführer Napoleon's zu Konstantinopel ermangelten nicht, Murusi's Betragen bekannt zu machen. Als sie nach dem Abschlusse des Vertrags in der Hoffnung sich getäuscht sahen, die Pforte zur Fortsetzung des Kriegs zu bewegen, suchten sie die Familie dieses griechischen Fürsten in Ungnade zu stürzen, damit wenigstens die osmanische Regierung Männern ihrer eigenen Wahl die beiden Fürstenthümer überließe. Sie stellten den Fürsten Demetrius als einen Verräther dar, der von den Russen wäre verführt worden, ihrem Nutzen in dem Augenblicke zu dienen, wo er die vortheilhaftesten Bedingungen hätte erhalten können.

Mittlerweile begannen die Feindseligkeiten zwischen Frankreich und Rußland. Die Pforte, fest entschlossen, neutral zu bleiben, wollte bei

keiner der kriegführenden Mächte durch die Wahl der neuen Hospodare Argwohn erregen, und hielt es für gut, zwei Männer dazu auszuwählen, deren politische Grundsätze nie in Berührung mit fremden Höfen gekommen waren. Eine große Anzahl Mitwerber boten ihre Dienste an; da aber keiner die erfoderlichen Eigenschaften besaß, so wurden ihre Gesuche zurückgewiesen. Haleb-Efendi, der vertraute Rathgeber des Sultans, erhielt den Auftrag, die Wahl zu treffen und sie fiel auf den Fürsten Karl Kallimachi für die Moldau, und auf Janco Karadtsa, für die Walachei. Haleb-Efendi war einst mehre Jahre lang türkischer Geheimschreiber bei Kallimachi's Vater gewesen, als dieser die Regierung der Moldau führte und war ein vertrauter Freund Karadtsa's, der ebenfalls ein untergeordnetes Amt unter jenem Fürsten verwaltete. Mit dem persönlichen Charakter dieser beiden Männer vollkommen bekannt, empfahl er sie dem Sultan als die tauglichsten für die Umstände, worin man sich befand, und sie wurden im August 1812 eingesetzt.

Demetrius Murusi, der sich noch mit Galeb Efendi in der Walachei befand, erhielt die Nachricht von dieser Wahl in dem Augenblicke, wo er seine Ernennung erwartete. Zugleich gab man ihm den geheimen Wink, daß seine Rückkehr nach Konstantinopel ihn den größten Gefahren aussetzen würde, und rieth ihm, in einen christlichen Staat zu flüchten. Man bot ihm eine Zuflucht in Rußland und ein beträchtliches Jahrgeld von der russischen Regierung an, aber er fürchtete, seine Flucht möchte den osmanischen Hof bewegen, an seiner Familie Rache zu nehmen, die in der Gewalt der Türken geblieben war, und in der Hoffnung, sein Betragen zu rechtfertigen, da doch eigentlich alle Verantwortlichkeit für die beim Congresse abgehandelten Geschäfte auf Galeb Efendi fallen mußte, entschloß er sich, diesen Minister in die Hauptstadt zu begleiten. Er war weit entfernt, zu argwöhnen, daß der türkische Minister, dessen Betragen war gemißbilligt worden, alle ungünstigen Eindrücke, die in der Seele des Sultans gegen ihn selbst sich gebildet haben mochten, verwischt hatte,

indem er die, von ihm unterzeichneten Friedensbedingungen den Ränken und der Verrätherei Murusi's zuschrieb, und daß dem zu Folge ihm geheime Befehle zugekommen waren, den Fürsten, sobald sie zusammen über die Donau wären, zu verhaften und ihn als Gefangenen zum Großwessir zu schicken, dessen Hauptquartier noch in Schumla war.

Murusi, durch Galeb Efendi's Freundschaftversicherungen immer mehr ermuthigt, verließ Bucharest im September. Zu Rustschuck angelangt, wurde er unter Bedeckung nach Schumla gebracht; kaum aber betrat er die Wohnung des Großwessirs, als mehre Tschausche* über ihn herfielen und ihn mit ihren Säbeln in Stücke hieben. Sein Kopf wurde nach Konstantinopel geschickt, wo man ihn mit dem Kopfe seines Bruders, Panajotti Murusi, der während Demetrius abwesend war, das Dolmetscher-Amt bei der Pforte versehen hatte, und der Theilnahme an seiner Verrätherei gegen das osmanische Reich beschuldigt

* Korporale.

wurde, mehre Tage an den Thüren des Serai ausstellte.

Die Hospodare Karadtsa und Kallimachi nahmen am 3. Oktober 1812, als dem für die Zurückgabe der Fürstenthümer bestimmten Tage, Besitz von ihren Würden, und die Pforte, deren Sicherheit gegen Rußland zum großen Theile von der genauesten Beobachtung ihrer Verträge mit dieser Macht abhing, versuchte nicht, diese Fürsten vor Ablauf der sieben Jahre abzusetzen.

Der Hospodar Karadtsa sammelte jedoch während seiner sechsjährigen Verwaltung der Walachei ein unermeßliches Vermögen und aus Furcht, man möchte ihm bei seiner Rückkehr nach Konstantinopel Rechnung von diesen, zu seinem Vortheil aufgehäuften Reichthümern abfodern, beschloß er, einen klugen Rückzug zu machen und sich in einem christlichen Staate, außerhalb des Bereichs der türkischen Macht, niederzulassen. Er legte alle seine Güter in europäischen Banken an und, nachdem er einige der vornehmsten Bojaren versammelt und ihnen die Zügel der Regierung anvertraut hatte,

verließ er im Oktober 1818 Buchareſt, um ſich mit ſeiner ganzen Familie nach Kronſtadt, im öſtreichiſchen Gebiete, zu begeben, wo er glücklich ankam.

Nach ſeiner Abreiſe baten die Bojaren den Sultan in einem Schreiben, künftig nicht mehr griechiſche Fürſten an die Spitze der walachiſchen Regierung zu ſtellen, ſondern die Verwaltung den Mitgliedern des Divans anzuvertrauen, welche alle Steuern, die er für angemeſſen hielte, anerkennen und entrichten würden. Die osmaniſche Regierung hielt es jedoch nicht für klug, dieſen Vorſchlag einzugehen, und ernannte, nachdem ſie ſich darüber mit dem ruſſiſchen Geſandten beſprochen hatte, denſelben Alexander Suzzo zum Fürſten, deſſen Wahl der Hof von Petersburg im Jahre 1805 ſo nachdrücklich widerſprochen hatte. Rußland hatte jetzt keine Urſache mehr, ſich der Ernennung dieſes verſtändigen und aufgeklärten Mannes zu widerſetzen. Das drückende und verderbliche Regierungſyſtem aber, welches man in den Fürſtenthümern beſtehen ließ, war allerdings ein trauriger Umſtand und die Pforte

verdiente Tadel wegen jener strafbaren Gleichgiltigkeit in der Wahl der Mittel, die zur Beförderung der Wohlfahrt und des Glückes jener Länder am dienlichsten waren.

Der osmanische Hof hat oft die Folgen der 'Furcht gesehen, welche die, in seinem Dienste angestellten Griechen beherrscht, und bei verschiedenen Gelegenheiten bemerkt, wie sehr seine Politik die Einwohner der Fürstenthümer ihm entfremden und den Wunsch in ihnen erwecken mußte, sich in die Arme der ersten Macht zu werfen, deren Heere sich ihrem Gebiete näherten, um die Türkei zu bekriegen; und dennoch beharrte die Pforte so lange bei demselben Systeme. Griechische Fürsten konnten, wie sehr sie auch den Vortheilen der Pforte ergeben sein mochten, ohne ein Heer wenig Hilfe leisten, wenn eine unerwartete Empörung in der Moldau und Walachei ausbrach. Ihre bloße Gegenwart war keineswegs hinreichend, das Ansehn der Türkei hier zu erhalten. Die Plätze an der Donau waren die einzigen Bürgschaften für die Treue der Fürstenthümer. Die osmanische Obergewalt

konnte nicht im geringsten Gefahr laufen, etwas zu verlieren, wenn sie die beiden Völker durch eigne, eingeborne Machthaber regieren ließ, und der Türkei mußten dieselben Vortheile und dasselbe Uebergewicht bleiben.

Die Gleichgiltigkeit des türkischen Kabinets war nicht dem allgemeinen Regierungsysteme des Reichs, sondern eher den eigennützigen Absichten und der persönlichen Habsucht der Minister zuzuschreiben, aus welchen dieses Kabinet bestand. Sie pflegten die Moldau und Walachei als zwei reiche Provinzen zu betrachten, in welchen sie nur eine vorübergehende Gewalt besaßen, und anstatt die beßten Mittel zu suchen, den Besitz derselben dauernd zu machen, bemühten sie sich, durch allmählige und systematische Vernichtung all ihrer Hilfquellen, ihn noch schwankender zu machen. Der Sultan selbst, welcher an den Staatsgeschäften weit mehr Antheil nimmt, als mehre seiner Vorgänger und der seit dem Frieden von Bucharest eine vorzügliche Aufmerksamkeit auf eine neue Einrichtung des Reichs wen=

dete, schien unglücklicher Weise ebenfalls den Veränderungen ent-gegen zu sein, welche das Schicksal der Moldau und Walachei zu verbessern vermocht hätten.

IX.

Verkehr der Fremden unter sich. Die Consuln. Vortheile, welche die Eingebornen aus den Verbindungen mit den fremden Einwohnern ziehen.

Es wohnt eine beträchtliche Anzahl fremder Europäer in beiden Fürstenthümern, wohin sie durch die große Menge der Hilfquellen gelockt werden, die diese Länder besitzen.

Die vornehmsten Kaufleute und Banquiers treiben ihre Geschäfte unter dem unmittelbaren Schutze eines europäischen Hofes, sei es, daß sie durch ihre Geburt oder durch ihre Einbürgerung unter fremde Nationen Anspruch darauf haben. Ohne diese Maßregel würde das herrschende System der örtlichen Regierungen, das für die Angelegenheiten des Handels so nachtheilig ist, ihren Unternehmungen wenig Sicherheit gewähren.

Mehre Franzosen und Deutsche treiben in den beiden Hauptstädten Geschäfte als Wagner, Zimmerleute, Maurer, Baumeister, als

Lehrer europäischer Sprachen und der Musik, als Aerzte und Apotheker. Sie haben sich alle den Landeseingebornen überaus nützlich gemacht und ziehen von der Ausübung ihrer gegenseitigen Gewerbe großen Vortheil. Die europäischen Ausländer führen auch Hausgeräth, Moden und andere kleine Waaren ein, und ihnen verdankt man die geschlossenen oder literarischen, auf Unterzeichnung gestifteten Gesellschaften, die besseren Kaffeehäuser, die Frauenschuhmacher, die Schneider u. s. w.

Ein großer Theil der Mittelklasse aus Siebenbürgen und Ungarn wird von den Vortheilen angezogen, welche die Pachtung der Bojarengüter darbietet. Nach den, zwischen der Pforte und den andern Mächten bestehenden Verträgen, dürfen fremde Unterthanen auf keine Weise Eigenthümer von Ländereien in den osmanischen Besitzungen sein. Als der Fürst der Moldau bemerkte, wie wenig diese Vorschrift in seinem Fürstenthume geachtet wurde, hielt er es, im Jahre 1815, für nöthig, den Befehl ausgehen zu lassen, daß die fremden Pachter vertrieben werden sollten. Die Bojaren,

deren bessere Ländereien diesen Fremden anvertraut waren und die alle Ursache hatten, mit ihnen zufrieden zu sein, widersetzten sich kräftig dieser Maßregel. Ihre Vorstellungen bewogen endlich den Fürsten, ihren Wünschen stillschweigend nachzugeben. Eigentlich hat auch jene oben berührte Vertragbedingung keinen Bezug auf die Walachei und Moldau, und darf auf sie nicht angewendet werden.

Die Fortschritte der russischen Waffen machten vor dem Vertrage von Kainardschi das Kabinet von Petersburg zum Schiedsrichter über das Schicksal der Türkei. Welche Beweggründe die Kaiserinn Katharina auch gehabt haben möge, diesen Friedenschluß einzugehen, sie wünschte dabei nicht weniger lebhaft die Ausführung ihres Lieblingplanes, das osmanische Reich zu besiegen, und die besondern Bedingungen des Vertrags, die ihr das Recht und die Macht gaben, sich in die Angelegenheiten der Moldau und Walachei zu mischen, hatten nicht nur den Zweck, ihr die Liebe der Völker zu sichern, welche sie unmittelbar zu begünstigen suchte, sondern sie soll-

ten zugleich die übrigen christlichen Untertha=nen der Türkei dahin bringen, sie als ihre na=türliche Vertheidigerinn und ihre zukünftige Befreierinn zu betrachten.

Die späteren Ereignisse hinderten sie nicht, sich ihres Rechts als Vermittlerinn zu bedie=nen, wiewohl sie es, nach den Umständen, mit mehr oder weniger Nachdruck ausgeübt haben mag. Die von ihren Nachfolgern befolgten politischen Grundsätze zeigen deutlich die Fort=setzung eines Systems an, das ein wichtiges Ziel hat, so entfernt auch die Möglichkeit sein mag, es zu erreichen. *

---

* Thornton meint, man könne die Frage auf=werfen, ob es je die Absicht des russischen Kabi=nets gewesen sei, den Zustand der Einwohner der Moldau und Walachei zu verbessern, da sich kein Beispiel anführen lasse, daß die russischen Consuln einen Schritt gethan hätten, die Leiden des Volkes zu lindern, die Tyrannei, unter wel=cher die Griechen schmachten, zu beschränken oder zu unterdrücken, oder einen Plan zur Sicherung des Glücks und der Ruhe der gedrückten Ein=wohner ins Werk zu setzen. Man kann jedoch mehre Beispiele aufführen, wo das russische Ka=binet den Vermittler machte. In dem amtli=chen Schreiben, das die türkische Regierung im

um Mittel zu haben, ihren Einfluß mit der Geschwindigkeit auszuüben, welche nöthig

---

Jahre 1789 als Kriegserklärung dem russischen Gesandten zuschickte, und dessen Abfassung zu jener Zeit dem englischen Gesandten, Sir Robert Ainslie, zugeschrieben wurde, beschwerte man sich besonders über das Betragen des russischen Generalconsuls zu Jassy, der, wie man sagte, das Vermittlerrecht auf die beleidigendste Weise gemißbraucht hatte. Man muß glauben, daß dieser Consul nach den Befehlen seines Hofes gehandelt habe, der Vorwände zu einem Bruche suchte; aber nach dem Friedenschlusse beobachteten seine Nachfolger dasselbe Verfahren. Ich habe mehre amtliche Urkunden gesehen, die dieß beweisen, und bin, während meines Aufenthalts in den Fürstenthümern, oft Zeuge der thätigen Dazwischenkunft Rußlands gewesen, um das von den Türken angenommene Ausdehnungsystem zu hemmen und sich der Unterdrückung der Einwohner zu widersetzen. Diese Dazwischenkunft hat oft den Druck des Joches erleichtert, welches auf dem unglücklichen Volke lastet. W. (Auch Lejeune — S. 55. — bestätigt dieß. Der russische Consul, setzt er hinzu, habe in einigen Zweigen der öffentlichen Verwaltung Verbesserungen veranlaßt, und die Gegenwart dieses Bevollmächtigten die öffentlichen Beamten um so mehr in den Schranken ihrer Pflicht gehalten, da die Pforte beim Frieden zu Bucharest eingewilligt habe, daß es dem russi-

war, ihm Erfolg zu verschaffen, hatte die Kaiserinn verlangt, daß die Pforte russische Geschäftführer mit einem amtlichen Charakter in den beiden Fürstenthümern zulassen sollte. Sie hatte es für angemessen gehalten, ihnen den Consultitel zu geben, als den geeignetsten, ihre Absichten zu verbergen, da bei dem, von ihr ausgesprochenen Wunsche, den Handel ihres Reichs zu erweitern, jene Beamten nur bestimmt zu sein schienen, diejenigen ihrer Unterthanen zu schützen, welche in den beiden Fürstenthümern Handel treiben wollten. Dieser Vorwand schien in der That gegründet, denn von den russischen Kaufleuten, welche seither in den Fürstenthümern Handel getrieben hatten, waren oft Klagen über Schwierigkeiten und Bedrückungen angebracht worden, die sie von Seiten der Regierungen erfahren mußten.

So abgeneigt die Pforte war, in Zukunft öffentliche Geschäftführer des Hofes zu Petersburg in der Moldau und Walachei anzuerken=

---

schen Gesandten zu Konstantinopel frei stehen solle, ihr Vorstellungen zum Beßten der Fürstenthümer zu machen. Ld.)

nen, sie mußte doch endlich, da sie nicht im Stande war, mit einiger Hoffnung auf Erfolg sich dieser Maßregel zu widersetzen, ihre Einwilligung dazu geben. Der Wiener Hof folgte bald darauf diesem Beispiele, wiewohl aus andern Beweggründen, und um wirklich den Handel seiner Unterthanen zu schützen, und da die russischen Consuln einmal zugelassen waren, so konnte die osmanische Regierung die östreichischen nicht zurückweisen.

Die Griechen sahen nicht ohne einigen Verdruß diese Geschäftführer ankommen, da diese nicht nur der Macht, welche sie sich über den fremden Handel zugeeignet hatten, ein Ende machen, sondern zugleich beglaubigte Zeugen ihres politischen Systems und ihrer Verwaltung werden mußten, wovon sie ihren Höfen Rechenschaft abzulegen nicht ermangeln würden. Da es aber nicht in ihrer Macht stand, sich den, zwischen den kaiserlichen Höfen verabredeten Einrichtungen zu widersetzen, so glaubten sie ihre Unterwürfigkeit zum Vortheil ihrer Eitelkeit wenden zu müssen und empfingen die Consuln als Gesandte, welche fremde Mächte

bei unabhängigen Fürsten angestellt hätten. Sie bedienten sich zu ihrem Empfange der Feierlichkeiten und Gebräuche, welche bei den Audienzen üblich sind, die der Großwessir den europäischen Gesandten zu Konstantinopel gibt, und erneuerten die Sitte der Woiwoden, bei diesen Gelegenheiten auf einem erhöhten Throne zu sitzen.

Unter der französischen Republik wurden zum ersten Male französische Consuln in die Fürstenthümer geschickt, um daselbst zu wohnen und unter allen spätern Regierungen Frankreichs sind solche Beamte ohne Unterbrechung dahin geschickt worden. Bei verschiedenen Gelegenheiten sind sie Napoleon sehr nützlich gewesen.

Erst im Jahre 1802 wurde ein englischer General-Consul nach Bucharest geschickt, um den Verkehr zu Lande zwischen Großbritannien und der Türkei zu erleichtern. Er wurde nach dem Frieden von Tilsit zurückberufen und im Jahre 1813 wieder eingesetzt. Man hat mit seinen Verrichtungen die Absicht verbunden, die Handelsverbindungen mit den Fürstenthü=

mern zu erweitern. Auch Preußen stellte im Jahre 1818 einen Consul zu Buchareſt an, kraft der, mit der Pforte geschlossenen Verträge, in allen Theilen der osmanischen Besitzungen, wo andre Mächte Consuln hielten, solche Bevollmächtigte einzusetzen.*

Der Popst ist mehre Jahre lang in der Walachei durch einen Bischof und in der Moldau durch einen Vikar vertreten worden; der letztere ist vor einiger Zeit zu dem Bischofsrange erhoben worden.** Die Anzahl der in den Fürstenthümern wohnenden Katholiken ist sehr beträchtlich, der größte Theil der Servier, Bulgarier und Siebenbürger, die hier ansäßig sind, gehört zu dieser Gemeinde. Sie haben zwei schöne Kirchen zu Buchareſt und Jassy.

---

* Lejeune, S. 56.

** Es gab schon lange einen katholischen Bischof in der Moldau, der vor Zeiten seinen Sitz zu Bakou hatte, wo man noch die verfallenen Mauern der alten Kathedralkirche sieht. Nach Lejeune (S. 6) konnte der Bischof, den der Papst ernannt hatte, als die Franzosen Rom besetzt hielten, von der französischen Regierung keine Päße erhalten, um sich auf seinen Posten zu begeben. Das Bisthum blieb unbesetzt und die

Es gibt auch zwei protestantische Kirchen, die Karl der Zwölfte, König von Schweden, während seines langen Aufenhalts in den Fürstenthümern gegründet hat. Sie werden von einem Geistlichen verwaltet, der von der höchsten geistlichen Behörde in Schweden ernannt und bezahlt wird. Alle protestantischen Einwohner sind Deutsche und ihre Anzahl beläuft sich auf tausend. Alle fremden Religionen, vorausgesetzt, daß sie die Lehren des Christenthums bekennen, werden in den beiden Fürstenthümern nicht nur geduldet, sondern sie genießen auch viele Freiheiten, die ihnen in keinem andern Theile der türkischen Besitzungen gewährt werden. Die Erzbischöfe mischen sich selten in die Angelegenheiten derselben und wenn ein Umstand sie

Moldauer betrachteten diesen Umstand als eine stillschweigende Verzichtung des römischen Stuhles. Als daher der Papst im Jahre 1818 einen Bischof in die Moldau schickte, der die Firmelung vornehmen sollte, blieben nicht nur alle Schritte, die zu seinen Gunsten wegen der Besetzung des Bisthums Bakou geschahen, ohne allen Erfolg, sondern er hatte auch viele Schwierigkeiten bei der Vollziehung seines Auftrags zu überwinden.
Ld.

dazu zwingt, so handeln sie mit aller möglichen Schonung und nehmen nie einen befehlenden Ton an.

Im Ganzen ist der gewöhnliche Verkehr zwischen den Eingebornen und den fremden Einwohnern viel freundschaftlicher, als man bei so zahlreichen volkthümlichen Vorurtheilen erwarten sollte, die sie in Hinsicht auf Meinungen, Religion und herrschende Sitten unterscheiden. Die Gastfreundschaft der Bojaren macht keinen Unterschied in der Person der Fremden, und wenn diese gastfreie Gesinnung auf der einen Seite einen Theil ihres Werths verliert, weil sie bloß die Wirkung der Gewohnheit ist, so verdient sie auf der andern nicht weniger Lob, weil sie von jedem Beweggrunde der Prahlerei gänzlich entfernt ist.

Es könnte scheinen, als hätten die Einwohner eines Landes, das lange Zeit von russischen Heeren besetzt und der Hauptschauplatz kriegerischer Unternehmungen war, bei diesem Zustande der Dinge nicht viel für die Beförderung ihrer Bildung gewinnen können; indeß ist für diese allerdings nicht wenig Vor=

theil aus den letzten Verbindungen erwachsen, die zwischen den Fürstenthümern und Rußland Statt fanden, und vorzüglich aus der Hoffnung, einst dem russischen Reiche einverleibt zu werden. Ein großer Theil der ehemaligen barbarischen Gewohnheiten ist abgeschafft, man hat Gebräuche und Anstalten eingeführt, deren Zweck die Bildung des Volkes war. Das äußere Benehmen der Bojaren hat sich verfeinert und ist aufgeklärter Völker nicht unwürdig. Die Bojaren der Moldau würden mit Vergnügen einer politischen Veränderung in ihrem Lande entgegensehen, von welcher sie eine Beförderung höherer Gesittung hoffen könnten. Die Bojaren der Walachei aber haben sich seit langer Zeit mit der geringen Wahrscheinlichkeit einer baldigen Veränderung getröstet, indem sie thätigen Antheil an einem allgemeinen Raubsysteme nahmen, dessen Lasten die niedere Klasse ihrer Landsleute tragen muß.

Dresden, gedruckt bei C. F. G. Schulze.

EIGENTHUM DER STADT AUGSBURG

g.

Lindaŭ

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lindau, Rudolf

Die Walachei und Moldau, in Hinsicht auf Geschichte, Landesbeschaffenheit, Verfassung, gesellschaftlichen Zustand und Sitten der Bewohner Nach den besten Quellen

Dresden & Leipzig 1849

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Gs 5865
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11248865-2